

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 41. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 1. November 1859. Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr. XV. Band.

Eine hübsche Frau auf der See.



Es war am 15. Juli, gegen 9 Uhr Abends; jenes geheimnißvolle Dämmerlicht herrschte, das zwischen dem scheidenden Tage und der einbrechenden Nacht mitten inne stehend, schmeichelnd den Lauten der Einbildungskraft sich hingiebt, das so verlockend ist zu süßer Schwärmerei, zu vertraulichen Mittheilungen.

Zu dieser Stunde also ging ein Engländer, Namens Sir William Douglas, mit großen Schritten am Gestade des Meeres unweit Dieppe entlang, und zwar so schnell, als habe er keine Empfindung von der erstickenden Hitze,

welche, auf dem Thermometer nach Graden berechnet, wohl deren 34 betragen mochte. Was war es, das ihn seinem Bestimmungsort so eilig zutrieb? War es der Appetit, der echt englische National-Appetit, oder war es das dunstige Pünktchen am Horizont, dem er zuweilen ernste Blicke zuwarf?

Der Himmel begann allmählig sich mit Sternen zu schmücken, das Meer, auf dem nur hin und wieder einzelne weiße Schaumbügel auftauchten, lag ruhig, wie ein Spiegel. Jeder Andere als ein Seemann hätte in ruhiger Muße den Weg fortgesetzt, das Souper vergessend über dem zauberhaften Reiz des Sommerabends, über dem frischen, balsamischen Nachthauch, welcher nach einem unerträglich heißen Tage vom Meere herüberwehte.

Doch der Engländer war von Grund aus Seemann. Man hat behauptet, daß nur Schiff und Pferd den Engländer zu begeistern vermögen, und in der That, wer den Briten nicht auf der See und nicht auf der Reitbahn gesehen, der kennt ihn nicht. Nun, Sir William war ein Engländer, hatte in seiner Jugend auf den Schiffen Ihrer Majestät der Königin gedient und verstand ein Rossbeiß und eine Flasche Claret sehr gut zu würdigen.

Sir William hatte also Grund, seine Schritte zu beschleunigen, und er that es würdig eines „Nobleman“, der nach dem Souper verlangt. Aber was half es ihm, daß er lange und eilige Schritte machte, die Stadt Dieppe war noch weit, und das Souper winkte ihm nur aus nebelhafter Ferne entgegen. Er kannte die Wüste, die er noch zu durchmessen hatte, und konnte also auf die Minute berechnen, wie lange er den nagenden Hunger noch zu tragen habe, der schon seit einer Stunde ihn quälte.

Nirgends eine Fischerhütte, keine Hoffnung, einem Menschen zu begegnen; Sir William that also das Einzige, was ihm übrig blieb, er ergab sich in seine Einsamkeit und in die unangenehmen Mahnungen seines Magens.

Plötzlich fiel ihm, unfern vom Meere am Strande, etwas Ungewöhnliches, Unerwartetes auf. Am Abend vorher hatte eine Touristenlaune ihn denselben Weg geführt, ohne daß sein Blick eine Abwechslung oder Erhöhung des Terrains wahrgenommen.

Unser Baronet vereinigte Kaltblütigkeit mit Forschergeist; sein Drisinn war mindestens so geübt, daß er aus der Erinnerung alle Gegenden hätte skizziren können, die er seit acht Tagen gesehen, also kann man ihm sein Staunen nicht verargen, als er, seines Gedächtnisses gewiß, heute eine vieredrige, 25—30 Fuß hohe Masse da sah, wo gestern noch Nichts gewesen.

„Was ist das?“ rief er unwillkürlich, und blieb stehen, doch, aus militairischer Gewohnheit das Terrain zu recognosciren, schritt er alsbald weiter, halb laut vor sich hin murrend: „Berührt habe mich nicht. Soll ich mich von einem Blendwerk foppen lassen? Ich will wissen, was das ist — also rasch vorwärts.“

Er ging eine Strecke auf den dunkeln Gegenstand zu, welcher

unbeweglich blieb — ja, es schien unserm nächtlichen Wanderer, als ob durch das Losen der Wellen, das seit einer Weile sich wahrhaft drohend erhoben, die Töne einer heitern Musik drängen.

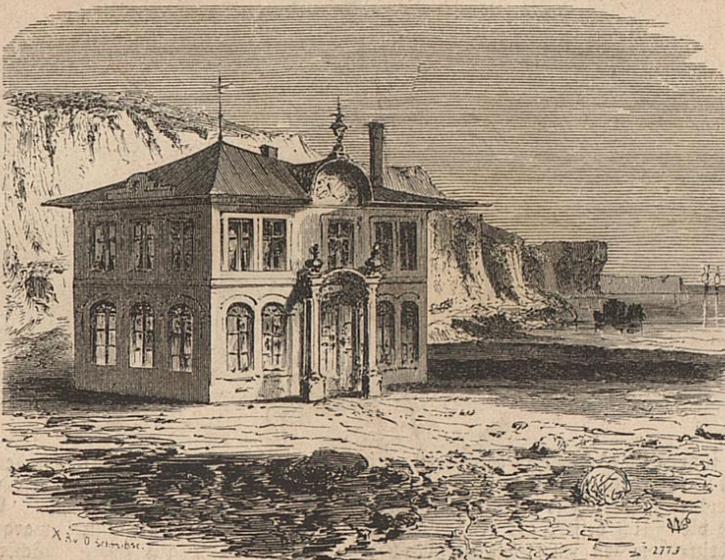
Sir William bleibt abermals stehen um besser zu hören. Dieppe ist noch sehr fern, und doch vernimmt sein Ohr deutlich die Töne verschiedener Instrumente.

Nie war der helle Geist unsers Insulaners durch einen abergläubigen Gedanken getrübt worden, nie hatte er Furcht gefannt, doch jetzt konnte er sich einer seltsamen Bewegung nicht erwehren. Des Hungers, des tobenden Meeres nicht achtend, verdoppelt er seine Schritte, erreicht eine Felschlucht, die sich zum Meere hinabentfaltet — er geht weiter — immer weiter — endlich sieht er — es ist kein Irrthum — er steht vor einem Hause!

Wie durch Zauberei ausgerichtet steht ein Haus hier im Sande des Ufers, in demselben Sande, den er bei seiner gestrigen Abendpromenade noch zu Fuß durchwandert, und das Haus ist bewohnt, es wird darin getanzet, und an den geschlossenen Vorhängen jagen die Schwärter im stürmenden Galopp vorüber.

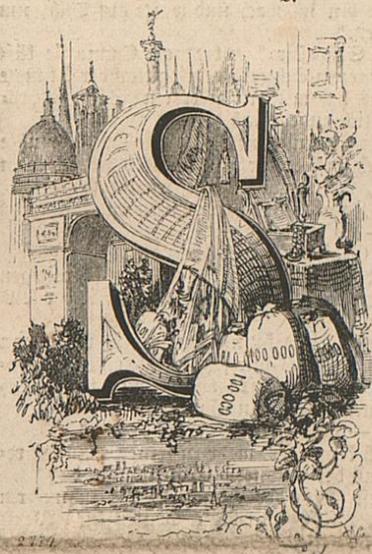
Fast wider Willen in die Zaubervelt hineingezogen, schaut unser braver Freund in die Luft, zu sehen, ob nicht eine Here zur höllischen Festlichkeit auf dem Besen dahergehritten komme, oder ob häßliche Gnomen auf dem Dach vielleicht ihren verwohnen Reigen tanzen. Unwillkürlich faate er die Stelle aus Victor Hugo's Ballade: „Die Djinns“ leise vor sich her.

„Es sind die Djinns! — Hört ihr den Zug Sich nah'n unter Heulen und Lachen, Die Felsen, die sie berühren im Flug, Wie brennende Kiefen krachen? Die wilde Horde, so flüchtig und schwer — Sie jagt durch die öden Lüfte daher, Als ob's eine bleiche Wolke wär, Mit sprühenden Blüten im Nachen. O höllischer Lärm! dieß jauchzende Heulen! Der gräßliche Schwarm, gejagt vom Nord, Wird diese Wohnung erteilen . . .“



„Die offenen Fenster,“ sprach er zu sich selbst — „das Licht, das strömend hindurchdringt — es ist die funkelnde Flamme der Hölle! dieser Lärm, dieses Lachen, das sind die Djinns — es muß hier des Teufels Haus sein und der Teufel ist heut bei guter Laune! In den schottischen Balladen, die meine Amme mir vorsang, war Satan nicht immer schwarz und häßlich. — Nun ich werde ja selbst sehen, was von dem übeln Ruf, den er in der Welt hat, zu halten ist. Wer weiß? vielleicht werde ich noch einmal der Held eines schaurigen Märchens, das den kleinen Kindern erzählt wird, damit sie nicht schreien. Um diese Ehre muß man schon etwas riskiren. — Uebrigens sterbe ich vor Hunger — wo getanzt wird, wird auch gegessen, und Lucifers Küche soll vortreflich sein . . .“

„Ich werde mir ein Abendbrod ansbitten . . . Diantre! — wie die Franzosen sagen, ich habe Niemand der mich vorstellt — schlimm, sehr schlimm — ei, einmal ist nicht oft . . .“ und ohne weiter an das grollende Meer, an den heulenden Wind, an das immer höher steigende Gewölk zu denken, klopfte der Baronet an die Thür des Hauses. — Sie öffnete sich, und schloß sich dann hinter ihm.



nur die Flügel an dem leuchtenden Meteor, denn Hermine d'Egrigny blieb kalt bei allen Huldigungen. Sie suchte nach einem Ideal, das sie bisher noch nicht gefunden.

Ihr schwarzes Auge blickte stolz, vielleicht sogar ein wenig hochmüthig, doch ihr Lächeln war so anmüthig, ihre Taille so schlank, ihr Fuß so klein, ihre Hand und ihre Tournüre so reizend, daß man die Coquetterie ihr verzieh, ja sie als einen Reiz mehr betrachtete, welcher an der Summe so vieler bezaubernder Eigenschaften nicht fehlen dürfte.

Die böse Welt sprach allerlei — aber was spricht die böse Welt nicht Alles! Sie, die Welt, sprach unter Anderem, daß die Frau Marquise d'Egrigny einen abscheulichen Egoismus besitze, der so weit gehe, daß sie unterließ, von ihrem großen Vermögen ihrer jüngern Schwester eine Wittgift auszusetzen, und diese Schwester nur bei sich behalte, wie Achenbrüdel von ihren stolzen Schwestern geduldet wurde. „Wie kommt es,“ fragte man, „daß die Schwester der Marquise überhaupt von der Gnade derselben eine Aussteuer erwarten muß, da diese, ihre Schwester, doch so reich ist?“

„Ei,“ antworteten die intimen Bekannten des Hauses, die, deren Geschäft es war, alle Geheimnisse zu ergründen und zu verbreiten. — „Die Marquise ist nicht reich durch ihre Eltern; eine Tante hat ihr 7—800,000 Franks vermacht, und durch den Tod ihres Gemahls sind die zwei Millionen voll geworden. Die kleine Schwester, ein Engel an Güte und Sanftmuth, hat keine andere Zursucht, als bei ihrer ältern Schwester, die ihr die Rolle ihrer Vertrauten zuertheilt.“

Die Marquise d'Egrigny, zur Zeit da unsere Erzählung beginnt, 22 Jahr alt, genießt ihr Glück wie ein verhätscheltes Kind, das von Niemandem Lehre oder Rath annimmt. Kaum ist ein Wunsch in ihr aufgestiegen, so ist er auch schon erfüllt, sei es von ihrer guten Schwester, die jeden Gedanken ihr im Auge zu lesen verstand, sei es von einem leidenschaftlichen Verehrer. Verständige, gesetzte Leute meinten, sie müsse dieses ewigen Angebetet-Werdens endlich einmal müde sein; aber die Frauen sind darin wie die Ehrgeizigen, der Durst jener nach Verehrung ist so unlösbar als der Durst dieser nach Ehre.

Die Zahl der Anbeter Herminens vermehrte sich jeden Tag, ihre sammetnen Augen hatten eine gar so anziehende Kraft, und nach zwei Millionen zu streben ist eine so süße Mühe!

In dem Treiben, womit die Schaar der Verehrer die junge Wittwe umgab, vergah diese natürlich ihre Schwester Emma, nicht aus bösem Willen, sondern in der Naivität ihres Egoismus. Sie dachte nicht daran, daß das stille Wesen auch Wünsche und Rechte haben könne, sie fand es so bequem, ein treu ergebene Wesen um sich zu haben, dem sie ihre Gedanken, ihre Pläne, ihre Hoffnungen und — ihre Täuschungen mittheilen konnte.

Emma war jeden Morgen die erste, welche das Zimmer der Marquise betrat, und unaufhaltsam flossen dann die Worte von den Lippen der schönen Frau. Sie erzählte von den glänzenden Triumpfen des Abends, ließ ihre Verehrer Revue passiren, kritisirte den Charakter eines Jeden, rügte ihre Fehler und Lächerlichkeiten, klagte über die Schwierigkeit der zu treffenden Wahl und that dies Alles, unterbrochen von dem

cit zwei Jahren schwärmte Paris, das elegante Paris, für eine junge Wittwe; reich natürlich, denn sie besaß zwei Millionen, schön, um einen Heiden zu bekehren, und geistreich, um es mit einem Duzend Bardenilleschreibern aufnehmen zu können. Sie hieß Marquise d'Egrigny. Ihre Salons waren berühmt, Berichte ihrer Feste füllten die Journale, die Opfer ihrer schönen Augen zählten nach Hunderten. Vergebens staterten die Fürsten der Mode um dieses unnahbare Wesen, doch sie verbrannten sich

fröhlichsten Lachen, wie es wohl aus einem zwanzigjährigen sorglosen Herzen aufsteigt.

Eines Tages schien Emma, da sie an die Thür ihrer Schwester pochte, etwas trauriger als sonst. Sie hatte so eben eine lange Unterredung gehabt mit der alten Frau v. Blois, die seit längerer Zeit im Hause der Marquise als Gesellschaftsdame fungierte. Ohne über ihre stolze Herrin den geringsten Einfluß erlangen zu können, hatte die gute alte Dame sich mit mütterlicher Zärtlichkeit der sanften Emma zugewandt, und fühlte durch deren unsichere, demüthigende Stellung sich fast gedrückt. Sie schwärmte im Stillen für ihren Liebbling von einer ehrenvollen Verheirathung, aber dazu bedurfte es einer Aussteuer, eines wenn auch nur bescheidenen Heirathsguts; so hatte sie denn durch Bitten und Vernunftgründe das junge Mädchen endlich dahin gebracht, daß es sich entschloß, über seine Zukunft ein Wort mit der Schwester zu sprechen.

Es ist also nicht schwer zu begreifen, warum Emma an jenem Morgen betrübt aussah, und weshalb ihre zarte Hand zitterte, da sie an Herminens Thür klopfte. Sie sollte ja heut einmal von sich selbst reden.

„Herein!“ rief eine matte Stimme. „Gleich es bereits zehn Uhr war, herrschte in dem eleganten Schlafzimmer, wo die junge Wittwe ruhte, noch ein mysteriöses Dämmerlicht. Alles was Luxus und Geschmack an Reichthümern aufzuhäufen vermag, war in diesem Sanctuarium vereinigt, aber weder die herrlichen Gemälde, Meisterwerke moderner Kunst, noch die tausend eleganten Nichtigkeiten, an denen Frauen sich sonst gern ergötzen, hatten sich eines Blickes der jungen verwöhnten Dame zu rühmen. Sie hatte Langeweile, und Alles, was sie umgab, war ihr vollkommen gleichgültig.“

„Komm, Emma,“ rief sie der Eintretenden entgegen, den schönen Mund zu leichtem Gähnen verziehend, „schon seit einer halben Stunde bin ich wach und warte auf Dich, um ein wenig zu plaudern.“

„Verzeih, liebe Schwester,“ entgegnete Emma sie küßend, und fuhr nach kurzem Schweigen mit zitternder Stimme fort: „Frau v. Blois hat mit mir über eine Sache gesprochen, die mich persönlich angeht und die —“

„Sie ist doch gar zu ennuyant, diese alte Blois, wußte sie denn nicht, daß ich Dich erwarte? Ach, Kleine, ich kann Dir gar nicht sagen, wie langweilig gestern die Abschieds-Soirée bei Frau v. Zoray war! Eine unerträgliche Hitze und eine Steifheit — ich sage Dir —“

„War denn der Graf Mangeray nicht dort?“

„Rede mir nicht von dem — mit der langen schlottrigen Figur und dem großen Schnurrbart sieht er aus wie der leibhaftige Don Quixote.“

„Ei, Schwesterchen, wie kannst Du nur so reden von einem jungen Mann, den ich mir schon als meinen Schwager dachte. Vor acht Tagen erst fragtest Du mich ja ernstlich um Rath, ob Du seinen Antrag annehmen solltest.“

„Das ist vorbei — ich denke nicht mehr daran.“

„Nun so will ich kein Wort mehr zu seinen Gunsten reden. — Aber war denn der Colonel d'Erveur nicht da?“

„Freilich, das ist gleich der Sancho Panza zu unserm Don Quixote — der, mit seinen ewigen Sentenzen. Wenn ich ihn sehe, muß ich gähnen; er macht mir ganz den Eindruck eines ambulanten Sprüchwortes.“

„Liebe Hermine, Du bist grausam gegen Deine Verehrer; der Colonel ist ein sehr liebenswürdiger Mann, noch vorgestern sagtest Du zu mir, jede Frau könne sich geehrt fühlen durch die Wahl dieses tapfern Officiers. Mit 38 Jahren schon Colonel. — Der wird noch Marschall von Frankreich.“

„Emma, Du bist auch langweilig mit Deinen Bemerkungen — ich habe gesagt — ich habe gesagt — nun ja — ich habe das gesagt — vorgestern, aber heut denke ich anders. Soll ich Dir etwas gestehen, Kleine?“ fügte sie hinzu mit mildem Ton und gleichsam in sich zusammenziehend wie eine Katze, die ihre Sammetpfötchen zeigt — „ich habe die fixe Idee, daß alle diese Herren nur mein Geld wollen, und bin fest überzeugt, daß sie, trotz ihrer schönen Worte als Liebhaber, nach der Hochzeit meine Tyrannen werden würden. Ich misstraue ihren Schmeicheleien und ihren Huldigungen in gebundener und ungebundener Rede.“

„Du weißt — ich muß — ich will herrschen. Das Herrschen ist noch das Einzige in der Welt, das mir über die Ennuyance des Lebens hinweghilft. Ich will für die Vergangenheit mich entschädigen. — Du hast den Marquis, meinen Gemahl, gekannt. O, das war ein Egoist, es ist nicht auszusprechen! Immer wußte er seinen Willen durchzusetzen. War er krank, so mußte ich den Bällen, den Concerten entsagen und zu Haus bleiben. Im Sommer, weil er sich einbildete, die Landluft werde seine geschwächte Gesundheit stärken, mußte ich mit ihm aufs Schloß — das wäre kein Unglück gewesen, hätte er nur Gesellschaft geduldet — aber nein — der Lärm, die Bisten griffen ihn an.“

„O, mein Himmel, welch schwere Jahre habe ich bei ihm verlebt. — Aber jetzt will ich herrschen. — Eigentlich bist Du recht glücklich, Emma — Du hast kein Vermögen. (Emma zitterte bei diesen Worten der Schwester, denn sie wollte die Wendung des Gesprächs benutzen, ihr Anliegen vorzubringen, doch Hermine verweilte diesen Vorsatz durch den unaufhaltsamen Fluß ihrer Rede.) Du bist gewiß, daß Keiner Dich um Deine Millionen begehrt, während ich bei jedem mir nahenden Verehrer einen schlaun Eroberer fürchte, der es auf mein Geld abgesehen. Ach, ich bin recht unglücklich!“

Nach einer kleinen Pause fuhr sie jedoch mit etwas erheitertem Tone fort: „Weißt Du auch, Emma, daß ich heut Morgen beim Erwachen eine reizende Idee gefunden habe, eine Idee, die ich jedenfalls ins Werk setzen muß!“

„Geh Du mir Deinen Plan mittheilst,“ bemerkte Emma schlichtern, „möchte ich Dir sagen, worauf Frau v. Blois mich heut aufmerksam machte.“

„Fängst Du schon wieder an mit Deiner alten Frau v. Blois; wenn Du nicht aufhörst, muß ich Dir die Thür weisen!“ scherzte Hermine unter heiterem Lachen.

„Wenn man Dich so reden hört, Hermine, könnte man Dich für recht böse halten; so geringschätzig von einer so ehrenwerthen Frau zu sprechen!“

„Wenn Du mir Moral predigen willst, bekommst Du auch einen Spotnamen, wie meine Freier. Sei vernünftig und höre mir zu. Ich bin unglücklich, ich ennuyire mich, ich glaube an nichts, ich will diese falsche heuchlerische Welt fliehen, will mich in eine Wüste verbergen und dort harren,“

bis der Himmel mir einen Engel schickt, dem meine Wünsche Befehle, meine Launen Gesetze sind . . .“

Emma machte in ihrem Innern die Bemerkung, daß die Schwester dergleichen Forderungen auch unter Menschen recht gut geltend zu machen wisse und deshalb nicht nöthig habe, in der Wüste auf einen Engel zu warten. Hermine fuhr fort: „Ich will einen Mann, der mir gehorcht, denn hier widersteht sich mir Alles, und Du bist meine größte, hartnäckigste Despotin; Du erlaubst Dir Bemerkungen . . .“

„O, Schwester!“

„Spare Deine D! und Ach! Das kommt nur daher, weil ich Dich verzogen habe, weil Du weißt, daß Du mir nothwendig bist. — Geh, Du bist eine Egoistin, Du fühlst Dich unentbehrlich und mißbraucht mein Zutrauen.“

Während dieses Gesprächs hatte Hermine sich erhoben, einen eleganten Peignoir angelegt und nahm jetzt zwei Roben in Augenschein, welche die Kammerfrau, auf den Fußspitzen sich einschleichend, über zwei Stühle ausgebreitet, um der Frau Marquise eine Ueberraschung zu bereiten.

„Was ist das?“

„Es sind die beiden Roben, die heut Morgen für Dich angekommen.“

„Was? wieder Volants? Aber sind denn diese Schneiderinnen total toll geworden? Immer die alte Leier! Ich will keine Volants!“

Und mit roher, vor Zorn bebender Hand nimmt sie die eine der Roben und dreht sie fast nach allen Seiten, so daß die Spitze der Garnitur an einer Stuhllehne hängen bleibt und zerreißt.

„So, der Volant ist zerissen. Um so besser. — Der Zufall kommt meinem Zorn zu Hilfe!“

Sie schellt heftig. Die Kammerfrau erscheint. „Wenn Madame Robert kommt, so geben Sie ihr nur die Robe wieder und zeigen ihr, welchen Werth ich auf dieses Machwerk lege.“

Mit diesen Worten drückt die aufgeregte junge Dame das unglückliche Kleid zu einem Ballen zusammen und wirft es der bestürzten Dienerin vor die Füße.

„So — der kleine Sturm hat mich beruhigt,“ sprach Hermine, sich lachend in einen Lehnstuhl werfend, „jetzt komm, Schwesterchen, setz Dich zu mir und laß uns plaudern.“

Mit ruhigem, heiterem Ton entwirft sie nun ein Bild von Paris, schildert seine Dede während des Sommers, beklagt die Abwesenheit aller ihrer Freunde, die Entfernung des Hofes.

„Wohin soll ich gehen?“ schloß sie ihre Betrachtung. „Ich kenne alle Badeorte, alle Vergnügungsorte, welche die pariser Gesellschaft zum Sommeraufenthalt wählt, und weiß im Voraus, daß ich mich dort ennuyire. In Baden hat sich die Baronin de l'Estrang eingenistet, die ich nicht leiden kann. Die müßte ich also täglich sehen, und der Vicomte Chatillon und sein Freund, der Capitain, sind auch da zu finden. Ihr bloßer Anblick macht mich schon krank. In Gms giebt es nur Lahme und Krüppel, in den Pyrenäen ist das Wetter so veränderlich — Biarritz bliebe noch übrig — aber dort wird in dieser Saison ein ungeheures Menschengewühl sein, und ich hasse das Menschengewühl. Mich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, habe ich einen Entschluß gefaßt: Ich hörte gestern erzählen, daß man reizende transportable hölzerne Häuschen zu Kauf bekommt, mit Schrauben und Fugen zum Zusammensetzen und Auseinandernehmen. Das Ding läßt sich zusammenlegen, wie ein Taschentuch, auf der Eisenbahn hat man ein Colliß mehr bei der Abreise, und nach 24 Stunden

ist es schon aufgeschlagen an jedem beliebigen Orte. Gefällt es Einem dort nicht mehr, so transportirt man die Penaten eine Meile weiter. Ist das nicht köstlich, ist es nicht unendlich besser, als eine Wohnung mieten zu müssen, die man wegen unerträglicher Nachbarschaft nach 14 Tagen schon wieder verlassen muß. Mit solch einem transportablen Häuschen ist man doch Herr des Raumes und kann ihn und lassen, was man will.“

Die sanfte Emma, welche sich darein ergeben, die Besprechung ihrer Angelegenheit zu vertagen, hörte mit Engelsgebuld die lange Auseinandersetzung mit an, und mehr als einmal streifte ein Lächeln über ihre lieblichen Züge, das sie jedoch so rasch als möglich unterdrückte, um die Schwester nicht zu erzürnen. Ein aufmerksamer Beobachter hätte in ihren Augen den Zweifel gelesen, ob dieser neue Einfall etwas Anderes sei, als einer der tausend phantastischen Pläne, die eben so schnell gefaßt als verworfen wurden.

Diesmal jedoch irrte Emma, denn Hermine brachte ihren Vorsatz wirklich zur Ausführung.

Der Ankauf des ambulanten Hauses ward gemacht, und das Hotel der Marquise wimmelte von Arbeitern, welche nagelten, schnürten, emballirten. Es war bald geschehen, und die Reise ging vor sich.

Nürs Erste war beschloffen worden, das Haus am Ufer des Meeres, unweit Dieppe, aufzustellen, nach acht Tagen sollte es dann wieder abgebrochen und mit der Eisenbahn nach Marseille, nach Genf oder nach dem Rhein geschickt werden, je nachdem der Wille der Marquise verfügte.

In Dieppe angekommen, fand Hermine einige ihrer Anbeter, Herren und Damen ihres Circels. Alle lachten über ihren Plan und nahmen das Ganze für einen Scherz. Um ihnen den Ernst ihrer Meinung begreiflich zu machen, lud sie alle die Ungläubigen ein, sich am nächsten Morgen durch den Augenschein zu überzeugen.

„Um ihren Zauberkräften die Krone aufzusetzen,“ bemerkte einer der Herren, „fehlt nichts, als daß Sie uns in dem fabelhaften Hause einen Ball geben.“

„Soll das eine Herausforderung sein?“ fragte die schöne Hermine.

„Ja wohl — es ist eine Herausforderung.“

„Gut, ich nehme den Handschuh auf. — Morgen Abend um 8 Uhr erwarte ich Sie zu Tanz und Souper!“

„Angenommen!“ lautete die einstimmige Antwort.



am nächsten Morgen stand, durch Aufwand von Geld und Arbeitskräften, das Haus wirklich aufgerichtet. Man wagte allerdings der launischen Pariserin einige Vorstellungen zu machen, daß die Wahl des Ortes nicht vorzüglich genug getroffen sei zur Aufstellung des Hauses, das Meer sei nämlich, das Häuschen zerbrechlich . . . doch ein gebieterisches „Ich will!“ verwies alle Vorstellungen zum Schweigen.

Frau v. Blois, die Kammerfrau, das ganze Haus der Marquise, war indeß in Dieppe und bot Alles auf, den improvisirten Ball zu ermöglichen. Die Gärten wurden geplündert, die Restaurateurs in Sold genommen, das Orchester gebunden, und Abends um 8 Uhr war das Landhäuschen bereit, die Tänzer zu empfangen.

Sie waren pünktlich, und ihre Bewunderung für diesen Beweis der Willensfestigkeit ihrer Gefeierten kannte keine Grenze.

Ein Ball ist immer willkommen, ein improvisirter doppelt, und so ward denn der Eifer der Marquise belohnt durch die heiterste, ungewollteste Laune ihrer Gäste.

Fröhliche Scherze, Bonmots und geistreiche Witze flogen herüber und hinüber, und zum ersten Male küßte Hermine sich zufrieden mit sich und Andern.

Um 10 Uhr Abends hatte das Vergnügen den höchsten Gipfel erreicht. Es war der Moment, wo Sir William an die Thür pochte.

Ein Kammerdiener öffnete ihm und ging, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, wieder an seine Geschäfte.

Unser Baronet blieb also allein stehen und hörte der fröhlichen Musik zu, mechanisch mit dem Fuß den Tact der hübschen Polka angehend. Er hatte warten gelernt, und er wartete.

Ein Diener in reicher Livree ging durch den Vorsaal.

Der Engländer rief ihn mit jener Miene, welche den Dienern untrüglich jede Person verräth, die zu befehlen gewöhnt ist, und übergab ihm seine Karte mit der Weisung, dieselbe unverzüglich dem Herrn oder der Herrin des Hauses zu übergeben. Der Diener verneigte sich stumm und ging.

Jetzt da unser guter alter Bekannter im hellen Lampenlicht steht, wollen wir sein Portrait entwerfen.

Sir William Douglas, von Geburt ein Schotte, ist jung, groß, schlank, mit braunen Haaren und gebräuntem Gesicht, welches einen vollkommenen militärischen Ausdruck zeigt; denn unser Freund hat in der Krim brav gefochten. Nachdem er die königliche Marine verlassen, machte er die Ersürmung von Sebastopol mit als Capitain im Regiment der „Highlander“, ward dann zu Lord Raglan als Aid de Camp mit Majorrang berufen und später dem französischen Hauptquartier beigeordnet. Sein schwarzes Auge zeigt Festigkeit ohne Härte. Kurz, er ist der vollkommenste Typus des britischen Edelmanns, welcher Franzose geworden durch Gewohnheit und Verkehr mit französischen Kriegshelden, deren Gefahren und deren Ruhm er im orientalischen Feldzuge theilte.

Als Sir William's Karte der Marquise übergeben ward, vermuthete sie in dem Gast irgend ein originelles, lächerliches Individuum, dessen Excentricitäten die Heiterkeit der Gesellschaft vielleicht noch zu vermehren fähig wären.

Sie winkte ihrer Schwester, theilte dieser den seltsamen Besuch und zugleich die Hoffnung mit, den Insulaner zum Stichblatt des Witzes machen zu können. „Bringe ihn her, Schwesterchen, um jeden Preis,“ fügte sie hinzu, „er wird uns amüsiren.“

Emma war von diesem Auftrag sehr wenig erbaut und beschloß ihn im mildern Sinne auszuführen.

Mit diesem Vorsatz ging sie in das Vorzimmer, wo der Engländer wartete, noch immer stehend und mit unbedecktem Haupte, als ein Gentleman, der seine Pflichten kennt.

Nach einer anmuthigen Verbeugung formte Emma, von ihrem guten Herzen getrieben, den egoistischen Auftrag ihrer Schwester zu einer höflichen Einladung um, und war nicht wenig erstaunt, statt der von Herminen vorausgesetzten lächerlichen Personage einen schönen jungen Mann von feinen, vornehmen Sitten zu finden.

„In der That, Mademoiselle,“ erwiderte Sir William in gutem Französisch, dem ein leichter britischer Accent erhöheten Reiz verlieh, „ich bedauere unendlich, die gültige Einladung, welcher Folge zu leisten unter anderen Verhältnissen mir eine Freude gewesen wäre, heut nicht annehmen zu können. Statt gewöhnlicher Gastfreundschaft bieten Sie

mit einem Ball, ein Fest! — Sie sehen aber — leider schließt mein Reifecostüm mich von der mir zugeordneten schmeichelhaften Ehre aus. Ich tauche heint nicht zum Ballgast, bin nur ein verfräteter, müder, hungriger Reisender. — Fast möchte ich mich meiner so wenig poetischen Verfassung schämen, zumal so hoher Eleganz gegenüber. — Doch was hilft es, Mademoiselle, der Natur läßt sich nicht gebieten.“

Emma lächelte und erhobte. Sie fühlte sich innerlich erleichtert durch die höfliche, aber abschlägige Antwort des Fremden, gab Befehl, ihm eine Collation auftragen zu lassen, ordnete die Einzelheiten derselben an und führte dann den Gast in ein kleines Seitenzimmer, sich seiner Dank-sagung durch schleunige Entfernung entziehend.

Sir William folgte ihr mit den Augen und sprach dann, als sie verschwunden, leise seufzend vor sich hin:

„Das kann kein Kind des Teufels sein. Ein Engel der Erde ist es. Bist wie eine Tochter Albions, anmuthig wie eine Pariserin!“ Und unter so freundlichen Betrachtungen nahm er am Tische Platz und sprach den aufgetragenen Speisen tüchtig zu.

Im Salon dauerte indessen der Tanz fort. Walzer, Redowas, Lancier-Quadrillen folgten einander, und Niemand dachte an Aufbruch.

Endlich sah ein bedächtiger junger Mann nach der Uhr, dann aus dem Fenster und gab leise einigen Freunden die Mahnung, es sei Zeit, nach Dieppe zurückzukehren.

Ein Gemurmel, eine Unruhe folgte dieser Aufforderung, hier und dort flüsterte man: „Der Himmel ist finstler, der Regen könnte uns überraschen. Hier giebt es keine Wagen, wir wollen aufbrechen!“

Der Voratz ward rasch zum Entschluß, in einem Nu bahren die eleganten Toiletten sich unter Burnous und Pelissen, alle schönen Damen verwandelten sich in verummunte Zigeunerinnen. Man drückte einander zum Abschied warm und flüchtig die Hände, die Marquise befahl ihren Dienern,



die Gäste mit Stocklaternen zu begleiten, und der kleine Trupp setzte sich in Marsch unter fröhlichem Gelächter und heiteren Gesprächen. Was fand es so pikant, um ein Uhr Morgens im Ballcostüm am Gestade zu wandeln, und jeder Windstoß, der mit den Burnous und Shawls wie mit Fahnen spielte, ward mit Scherz und Jubel begrüßt.

Bald jedoch nahm der Westwind einen strengern Ton an, das Meer tobte, am dunkeln Himmel suchten Blitze, der Donner rollte, und die kleine Gesellschaft schritt schweigamer einher. Jeder hüllte sich dichter in seinen Mantel, beschleunigte seinen Lauf und bald war auch der letzte der fröhlichen Tänzer vom Schauplatz der Luftbarkeit verschwunden.

Dunpff heulte der Wind aus Nord-Nord-West, wühlte die Wogen des Meeres auf und rollte nach und nach ungeheuerer Wassermassen dem bis jetzt verschonten Ufer zu.

Grollend erhoben die Wellen ihre schaumbedeckten Häupter, stürzten sich in den vor ihnen gähnenden Abgrund, den zerstäubenden stürzten andere, mächtigere, drohendere nach, tosend und brüllend, als wollten sie die Stimme des Donners über-tönen.



ermine hatte den Salon verlassen, um sich in ihr Schlafgemach zurückzuziehen. Auf Befehl der schönen Herrin des Hauses war dieses, vielleicht aus Gründen der Eile, ganz orientalisir, oder besser gesagt, wie ein Schiff möblirt. Man sah nur Matten, Kissen, leichte Divans, Hängematten und leichtes Geräth von Bambus.

Die Marquise entließ ihre Kammerfrau, um, wie sie gewohnt war, noch ein Weilchen mit ihrer Schwester zu plaudern. Emma entkleidete sie unter heiteren Scherzreden, erhielt aber nur sehr einsilbige Antworten.

„Was fehlt Dir, Hermine, Du antwortest mir nicht — Du bist traurig...“
„Ich bin müde — endlich sind sie fort. Wir haben zu ange getanzt — das wird ennuyant...“

„Du schienst Dich doch zu amüsiren.“
„Vielleicht einen Augenblick — aber jetzt bin ich müde, und dann — wozu führt dieser Lärm? Zu nichts, als doppelt schwer mich die Leere um mich her empfinden zu lassen. — Wie spät ist es?“

„Ein Uhr.“
„Ziehe das Rouleau in die Höhe und öffne das Fenster, es ist eine erstickende Hitze im Zimmer. Wer tritt denn so hart auf, das ganze abscheuliche Haus kracht ja. — So öffne doch das Fenster!“

„Dann siehst Du aber die Blitze.“
„Blitze! So ist also ein Gewitter! O mein Gott, daran dachte ich nicht — jetzt begreife ich erst, was die Arbeiter mit ihren Anspielungen meinten. Warum sprachen sie sich nicht deutlicher aus?“

„Ich war dabei, liebe Hermine; auf alle Winke und Warnungen der Leute antwortetest Du: Ich will es so! und sie konnten nichts thun als gehorchen.“

„Hörtig, Emma, laß Kerzen anzünden, alle Candelaber im Salon. Ich will die Blitze nicht sehen, ich will den Donner nicht hören... Ich fürchte mich!“

Ein furchtbarer Donnerschlag erschütterte in diesem Augenblick das zerbrechliche Gebäude, und die Marquise barg ihr Gesicht angstvoll in den Händen. Nachdem der Donner verhallt und eine augenblickliche Stille eingetreten war, brach sie in laute Klagen aus.

„Dieses fürchterliche Wetter! Und alle Herren habe ich sorgelosen lassen. — O, das Unglück, das Unglück! Emma, gib mir einen Peignoir und laß die Domestiken herein-kommen.“

„Sie sind nicht da; Du befehlst ihnen, die Gäste mit Laternen zu begleiten.“

„Die Dummköpfe, die Bösewichter! Als sie das Gewitter sahen, hätten sie gleich umkehren müssen. — Ich jage sie aus dem Dienst. — Himmel, welch ein Donnerschlag!“

„Beruhige Dich, liebe Schwester, er ist ja schon vorbei.“

„Deine Kaltblütigkeit bringt mich vollends zur Verzweiflung. Hast Du denn keine Nerven? Weil Du Dich nicht fürchtest, bleibst Du kalt und gefühllos, wenn Andere sich tod ängstigen. Mir ist solch ein Egoismus noch nicht vorgekommen. Rufe wenigstens die Kammerfrau oder Frau v. Blois her.“

„Bedenke, liebe Schwester, daß die gute alte Dame eben so ängstlich beim Gewitter ist, als Du. Sie hat sich schon seit längerer Zeit niedergelegt, und wenn ja ein glücklicher Zufall gewollt hätte, daß sie vor dem Unwetter eingeschlafen, wäre es ja grausam, sie zu wecken.“

„Was kümmert mich ihr Schlaf? Wenn sie sich fürchtet, um so besser, so sind wir

doch wenigstens zwei, die zittern. Hörs! Du den Sturm? Das Wetter wird immer schlimmer. O, wir werden diesem gräßlichen Unglück zum Opfer fallen. Klingele! Klingele!“

„Ich werde lieber Frau v. Blois holen gehen.“

„Nein, Du sollst nicht von mir gehen. Diese unaufhörlichen Blitze machen mich wahnsinnig. Mir ist, als schläge die See an das Haus, ich höre das Rauschen der Wogen ganz nah.“

„Ich werde nachsehen,“ sprach Emma und trat zum Fenster.

„Nein, nein, thue es nicht, ich könnte ja ganz geblendet werden... Gewiß, gewiß, die See steigt bis zu uns herauf.“

Bleich, mit verführten Wienen stürzt sie selbst zum Klingelzug und schellt mit solcher Gewalt, daß nach wenigen Minuten die Gesellschaftsbame und die Kammerfrau, kaum bekleidet, herbeieilten.

„Wollt Ihr mich hier hilflos umkommen lassen!“ rief die stolze Frau ihnen entgegen.

„Madame!“ stammelten die halb schlaftrunkenen, erschrockenen Untergebenen.

„Frau von Blois, ich sage Ihnen, sehen Sie mich nicht so mit Ihren stieren Augen an. Meine Nerven sind so schon aufgeregter genug, ohne daß Sie durch den Anblick Ihrer Furcht noch mein Glend vermehren. Reden Sie, erzählen Sie mir eine interessante Geschichte.“

„Ach, Frau Marquise, ich wollte ja gern, aber die Gewalt des...“

Ungeachtet des hellen Kerzenlichtes im Zimmer stüthete plötzlich ein tausendfarbiger Glanz durch das Gemach, begleitet von einem dröhnenden, trocken, knisternden Donnerschlag; eine ungeheuerer Welle klopfte brüllend ans Fenster gleich einem hungrigen Raubthier, das seine Beute fordert. Das Häuschen, von allen Seiten befüllt durch Wind und Wellen, zittert und kracht in seinen Fugen. Die entsetzten Frauen bleiben unbeweglich, und Emma steht, mit gefalteten Händen, die Augen zum Himmel gerichtet, gleich einer zum Märtyrertode sich vorbereitenden Heiligen da.

Mit dieser furchtbaren Erschütterung schien das Unwetter seinen höchsten Grad erreicht zu haben, denn es trat danach verhältnismäßige Ruhe ein. War es nur eine kurze Pause, oder wirklich ein Zeichen verminderter Gefahr? Niemand wagte zu hoffen, noch weniger zu reden.

Emma erlangte zuerst ihre Ruhe wieder. Sie hatte gebetet und im Gebet waren Kraft und Fassung ihr zurückgekehrt. Sie zog den Fenstervorhang in die Höhe, ging dann, nachdem sie den Himmel betrachtet, zu ihrer Schwester, schloß sie in ihre Arme, küßte sie zärtlich und tröstete sie liebevoll, wie eine Mutter ihr Kind.

„Beruhige Dich, Hermine, vertraue auf Gott, das Gewitter läßt nach. — Nur noch eine kurze Geduld, dieses furchtbare Wetter kann nicht lange mehr dauern.“

Die Marquise antwortete nicht, sie weinte. Nach längerem Schweigen endlich stammelte sie mit bleichen Lippen und schluchzender Stimme: „Ach, wir sind sehr unglücklich!“

Nicht einen Mann haben wir hier zum Schutz in dieser Noth!“

„Ach!“ rief das junge Mädchen plötzlich, die Hand an die Stirn legend, als suche sie dort eine Erinnerung, eine Hoffnung.

„Was fällt Dir ein?“
„Der Engländer, der Dir seine Karte schickte...“

„Nun, was ist's mit dem?“

„Der muß noch hier sein.“

„Du bist wohl närrisch!“

„Nein — nein, er war so erschöpft, daß er einschlief — ich sah ihn schlafend, als die Uebrigen sich zum Aufbruch rüsteten... vielleicht ist er noch hier!“

Kaum waren diese Worte gesprochen, als es an die Thür klopfte und gleich darauf Sir William Douglas mit der Ruhe und Höflichkeit eines großen Herrn in den Salon trat.

Es lag ein unbeschreiblicher Contrast in der würdig ruhigen Haltung dieses Mannes mit den schwachen Frauengestalten, die, theils von Angst niedergeschmettert, theils, wie Emma, in frommer Ergebung das Unvermeidliche trugen. Die Marquise blickte mit Neugier und Hoffnung auf den Fremden, während die Blitze desselben die Gruppe der Frauen musterte, und der Strahl seiner Augen war so fest, muthvoll und zuversichtlich, daß er tief in Herminens Herz drang.

Sie fühlte sich vom Scheitel bis zur Sohle durchzuckt von einer unbekannt, mächtigen Empfindung, welche den Muth für den Augenblick in ihre Seele zurückführte.

Emma erhobte. Die Marquise erhob sich vom Divan, auf dem sie geruht, und stürzte dem Fremden entgegen, der ihr wie ein Retter in Todesgefahr erschien.

„Oh, mein Herr,“ rief sie mit einer Wärme des Ausdruck, welche wohl durch die Gefahr der Lage zu entschuldigen war, „verlassen Sie mich nicht!“



„Madame,“ erwiderte der Britte mit Gleichmuth, „verzeihen Sie meine Kühnheit, bei Ihnen einzutreten, ohne daß ich die Ehre hatte, Ihnen vorgestellt zu sein, doch ich wollte mich entschuldigen...“

„Retten Sie uns, ich beschwöre Sie!“

„Beruhigen Sie sich, ich bitte Sie dringend. Hier bedürfen wir vor Allem Geistesgegenwart...“

„Herr, mein Gott, was haben wir denn zu fürchten?“ rief Frau v. Blois, die nebst der Kammerfrau sich dem Fremden genähert, wie zerstreute Krieger bei ihrem General Schutz suchten. Emma war am Fenster stehen geblieben.

„Was geschehen kann, weiß ich nicht,“ antwortete Sir William, und fuhr zur Marquise gewendet fort, „doch wenn Sie es sind, die dieses Haus hier aufschlagen ließen, so müssen Sie einen sehr unwissenden, gewissenlosen Architekten zu Rath gezogen haben.“

„Das Haus wird einstürzen? Nicht wahr!“ rief die Marquise von Entsetzen erfaßt, dann, krampfhaft des Baronets Arm ergreifend und ihn zur Seitenthür ziehend, beschwor sie ihn: „Wir wollen hier hinaus! Retten Sie mich, haben Sie Erbarmen!“

„Madame, in diesem Augenblick könnte keine menschliche Gewalt am Strande uns aufrecht erhalten.“

Als wollten die Elemente diesen Ausdruck bekräftigen, erhob der Sturm aufs Neue seine drohende Stimme. Nicht mehr dunpff und fern grollte der Donner, sondern schien mit Kanonenschlägen die Fesseln der Erde ersäumen zu wollen, während die Brandrafeten der Blitze unaufhörlich dem Schooß der Wolken entflohen, als wollten sie Himmel und Erde einschern.

Emma, einem unwillkürlichen Zuge gehorchend, öffnete den Fenstervorhang und blickte hinaus auf den Kampfplatz der entseelten drohenden Meereswogen.

„Wie schön!“ rief sie unwillkürlich aus. Bei diesen, obgleich nur leise gesprochenen Worten wandte der Baronet sich um, seine Blicke ruhten einen Moment mit tiefer Bewunderung auf der zarten Gestalt des jungen Mädchens und glitten von dort zu der schönen Frau, welche noch immer seinen Arm gefaßt hielt.

Sie war in diesem Augenblick sehr schön! Ihre langen schwarzen Haare fielen in glänzenden seidnen Wellen auf ihre blendend weißen Schultern herab, auf den Wangen leuchtete das Feuer der Erregung, und die Sonnen ihrer Augen schienen größer und strahlender als sonst im Zustand der Ruhe.

„Ich will nach Dieppe — nach Paris!“ rief sie plötzlich, „ich will, gleich auf der Stelle, und stampfte dazu mit ihrem kleinen Füßchen den Boden, während ihr schwacher Arm sich anstrengte, Sir William fortzuziehen.“

„Das ist unmöglich, Madame!“

„Wenn ich Ihnen aber sage, daß ich will!“ entgegnete sie mit jener herrischen Miene, die ihr stets zu Gebote stand.

Der Engländer maß sie mit einem kalten, befehlenden Blick, und sagte dann mit größter Ruhe:

„Ich wünschte Ihren Befehlen unbedingt gehorchen zu können, aber wir befinden uns hier in einer engen tiefen Bucht, eingeschlossen von Felsen, die jetzt unzugänglich sind. Vor einer Stunde, als Sturm und Wellen noch nicht so weit vorgebrungen, wäre es vielleicht möglich gewesen . . .“

Hermine, durch diesen offenbaren, mit stolzer, unerhörter Kälte ausgesprochenen Widerstand empört, ließ den Arm des Engländers los und warf ihm einen ihrer zornigsten Blicke zu. — Sie stand auf dem Punkte, den zu verjagen, den sie vor wenig Augenblicken als ihren Retter begrüßte.

In diesem Moment, wie von überirdischer Macht gestoßen, öffneten sich die beiden Fenster mit furchtbarer Gewalt, die Scheiben zersplitterten, die Kerzen erloschen, und ein rauher Wirbelwind warf die Geräthe des Zimmers über- und durcheinander. Ein Krachen, dem des Erdbebens gleich, erstickte jeden Schrei, jeden Klageruf.

„Gott erbarme Dich unser!“ rief Emma mit dem Ton frommen Flehens.

„Gott erbarme Dich unser!“ wiederholten die kläglichen Stimmen der beiden Frauen. Eine Ohnmacht nahm ihnen das fernere Bewußtsein ihrer traurigen Lage.

Hermine wand sich in nervösen Zuckungen, Emma eilte zu ihr, ihr beizustehen. Sir William tritt zum Fenster und sieht, daß das Dach des Hauses abgerissen und von den Fluthen fortgetragen ward; dann zu Emma tretend, welche, um ihre Schwester beschäftigt, ihrer eigenen Gefahr kaum achtete, sprach er:

„Sie haben Muth, Mademoiselle!“

„Ich habe Gottvertrauen!“ lautete ihre leise Antwort.

„Gehen Sie ans Fenster, und halten Sie sich, was auch kommen möge, fest an die eiserne Säule, die durch beide Stockwerke des Hauses geht. Das Haus muß zu Grunde gehen, und wenn noch Etwas uns retten kann vor der Gefahr, von den Wellen fortgerissen zu werden, so ist es diese Eisenstange.“

„Ich werde meine Schwester nicht verlassen.“

„So lange ich lebe, stehe ich Ihnen für ihr Leben,“ antwortet der Engländer und drängt sie sanft zu dem bezeichneten Orte. Dann nimmt er Herminens Shawl, der zu Boden gefallen, umschlingt damit die Taille der jungen Frau, die Enden desselben an seinen Arm festbindend, und mit dem andern Arm sich an die Säule haltend, welche Emma schon umfaßt hält.

„Schließen Sie die Augen und halten Sie fest!“ sprach Sir William in befehlendem Tone. „Die Wellen kommen!“

Dieser Moment war für die beiden Unglücklichen, denen allein noch das Bewußtsein ihrer Gefahr geblieben, ein Moment der tiefsten Seelenangst.

Von schmerzhaftem Schwindel ergriffen, ähnlich dem, welcher bei Erdbeben den Menschen erfasst, fühlen sie an den Schwankungen und heftigen Stößen, daß das Haus durch die Wellen von seiner Grundlage gehoben wird. Es schien Emma, als versänke sie in einem Abgrund — der Boden wich unter ihren Füßen.

„Lassen Sie die Eisenstange nicht los, gleiten Sie daran hinunter,“ rief Sir William ihr zu; „es ist unsere einzige Rettung.“

Mit furchtbarem Krachen hoben jetzt die Wände des Häuschens sich aus den Fugen und stürzten um. Als Emma die Augen zu öffnen wagte, schwammen die Trümmer des leichten Gebäudes schon fern auf den Wellen des wüthenden, brausenden Oceans.

„Wir sind verloren!“ flüsterte sie.

der Lage erkannt, nähert er sich Emma und flüstert ihr ins Ohr: „Wir sind gerettet!“

Die Kälte des Wassers, welches von Zeit zu Zeit unsere nächstlichen Schiffer überschwemmte, hatte endlich auch die drei ohnmächtigen Frauen wieder zum Bewußtsein gebracht. Ihre Umgebung erkennend, brachen sie in Klagen aus.



„Wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist,“ sprach Sir William, „so nehmen Sie Ihre Kraft zusammen und folgen meinen Anordnungen. Bleiben Sie auf Ihrer Stelle ohne sich zu rühren.“

Durch den Ton dieser ruhig festen Stimme wurden Frau v. Blois und die Kammerfrau so weit gebracht, schweigend auszubarren. — Sie blieben unbeweglich und beteten still. Die Marquise ließ ihre Blicke über das Meer streifen.

„Ich sterbe!“ sprach sie, „aber ich will auch lieber sterben als diese gräßlichen Stöße ertragen.“

Der Engländer schien sie nicht zu verstehen; er arbeitete ohne Unterlaß, das schwache Fahrzeug zusammenzuhalten.

„Liebe Schwester,“ begann Emma, „ohne den Muth



dieses jungen Mannes wären wir nicht mehr unter den Lebenden. Hoffe!“

Blitz und Donner hatten jetzt aufgehört, das Meer ward nach und nach ruhig und ein schmaler Lichtstreif am Horizont verkündete den nahenden Tag. Aber ach, das Ufer war fern; unsere fünf Schiffbrüchigen trieben auf offener See.

Sobald der erste Tagesstrahl gestattete, daß Eines die Züge des Andern zu erkennen vermochte, stürzten die Schwestern einander in die Arme, und ihre Freude, auf so wunderbare Weise dem Tode entronnen zu sein, sprach sich durch Thränen aus. Lange und fest hielten sie sich umschlungen, als suchten sie in ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit Schutz gegen das zerstörende Element, welches seine Beute noch nicht lassen zu wollen schien.

Der Schauer des Morgens rieselte durch die Glieder der Frauen, welche ohnedies von dem unwilligen Wellenbade durchnäßt waren.

„Wie kann ich die Leiden dieser Nacht überstehen?“ klagte Hermine. „Mich friert, Frau v. Blois, geben Sie mir etwas, damit ich mich einhüllen kann.“

Kein Laut antwortete dieser Aufforderung, und die beiden Frauen sahen ihre Gebieterin nur mit erstaunten, scheuen Blicken an.

Emma gab der Schwester zu bedenken, daß Alles beim Einsturz des Hauses auf dem Fußboden zurückgebliebene Geräth von dem Engländer ins Wasser geworfen worden sei, die Fäbte zu erleichtern.

„Bringen Sie mir etwas, daß ich mich einhüllen kann, ich befehle es!“ rief die junge Wittve im höchsten Zorn.

Bei diesen Worten näherte sich William, welcher fern gestanden, der Gruppe der Frauen. Die harte Arbeit der furchterlichen Nacht hatte seine Kleider zwar durchnäßt, doch kein Flecken, keine lächerliche Unordnung führte die edle Würde seiner männlich schönen Erscheinung. Wie es ihm möglich gewesen, in diesem Kampf mit den Elementen seinem Aeußern noch dieses geordnete Ansehen zu erhalten, das war und blieb unbegreiflich, und doch trug dieser an sich unbedeutende Umstand viel dazu bei, den Muth der Frauen zu beleben.

„Ich hörte Ihre Befehle, Frau Marquise,“ sprach Sir William, „leider sind sie unausführbar . . . überdies — in einer so kritischen Lage, wie die unsere, hören die Rangunterschiede auf.“

„Wo sind wir, mein Herr?“ fragte Hermine, bemüht, das Gespräch auf eine andere Bahn zu lenken. „Wo werden wir landen?“

Der Baronet lächelte bitter und zuckte die Achseln.

„Was bedeuten diese Geberden? — Sind wir einer Gefahr entronnen, um in eine noch furchtbarere zu gerathen?“

„Madame, ohne Segel und Kompaß — stehen uns nur zwei Ausflüchte auf Rettung frei; erstens die, durch die Ebbe vielleicht auf festes Land gesetzt zu werden und zweitens, von einem Fischerboot aus bemerkt und aufgenommen zu werden.“

„Was können wir aber dazu thun?“

„Nichts! — Hoffen Sie!“

„Hoffen? Auf was?“

„Auf die Güte Gottes.“

„Aber ich bin hungrig und durstig; mich friert.“

„Sie müssen etwas Geduld haben. Sind wir nicht sämmtlich in derselben Lage?“

„Ich bin aber an Leiden nicht gewöhnt.“

„Ja, sehen Sie, Madame, manchmal kommt eine Caprice, so ein niedliches transportables Häuschen theuer zu stehen. Wenn Sie scottisch verstanden, wollte ich Ihnen eine Ballade über dieses Thema vorsingen,“ fügte der Baronet mit ironischem Lächeln hinzu.

Da die Marquise nun wohl einsah, daß gegen diese marmorhafte Ruhe sich nichts ausrichten lasse, griff sie zu dem einzigen der Schwäche zu Gebote stehenden Mittel: sie weinte. Dann, wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen, trocknete sie ihre schönen Augen und holte aus der durchnäßten Tasche ihres Reignoirs ein Horn-Schächtelchen mit Chocoladen-Pastillen hervor, die sie hastig hinunterschläng.

Sir William sah ihr schweigend zu und ließ dann seine Blicke zu Emma hinübergleiten. Sie war ruhig.

Die Ereignisse dieser schauerlichen Nacht, welche das Schicksal der vier Frauen von dem Muth und der Geistesgegenwart des Engländers abhängig machte, waren hinreichend gewesen, ihm die Verhältnisse seiner Schutzbefohlenen und ihre Charaktere zu enthüllen.

„Madame,“ sagte er zu der jungen Wittve, „Sie erinnern durch Ihre improvisirte Mahelheit mich daran, daß auch ich etwas bei mir trage, was in unserer jetzigen Lage von großem Werth ist.“

Neugierig schaute die Marquise zu, wie er eine unter seinem Rock verborgene silberne, mit Weidengeflecht bedeckte Flasche hervorjog, die vermittelst einer feinen Stahlfette um seinen Hals geschlungen war. Ohne die Art der ungehofften Erquickung zu kennen, streckte sie schon ihre kleine Hand darnach aus, und die schlanken Finger verriethen durch ihre rasche Bewegung, daß die capriciöse Dame auf der Stelle bedient zu sein wünsche.

„Verzeihung, Madame — ich hatte schon die Ehre, Ihnen bemerklich zu machen, daß in außerordentlichen Lebenslagen die Unterschiede des Ranges, des Vermögens schwinden. Hier sind wir einander ganz gleich!“ rief er, die Arme nach dem wogenden Ocean ausbreitend. „Sie erlauben also, daß ich die Erquickung zuerst da spende, wo sie am meisten Noth thut!“ und neben Frau v. Blois niederknien, welche ihrer Sinne beraubt, ausgestreckt auf dem Floß lag, erhob er ihren Kopf mit zarter Sorgfalt und sprach sanft und eindringlich:

„Nehmen Sie einige Tropfen von diesem Liqueur.“

Die alte Dame stützte sich auf den Arm ihres Retters, und ihre Lippen empfingen dankbar die stärkende Arznei.

Trotz des Frostes, der Herminens Glieder durchbehte, fühlte sie sich eröthnen; sie verstand die ihr gegebene Lehre und rief den ersten verwunderten Blick des Baronets sich in das Gedächtniß zurück.

„Seltsamer Mann!“ murmelte sie.

Nachdem Sir William der Frau von Blois beigefunden, ging er zu der Kammerfrau, welche in Folge erkittener Quetschungen aus Höchste erschöpft war; dann kam die Reihe an Emma. Sie wollte die Erquickung zurückweisen, doch ein Blick des jungen Engländers entkräftete ihre Weigerung. Sie trank

einen Schluck, und nun erst reichte der Baronet die Flasche der Marquise. Ihr Hochmuth flüsterte ihr zu, die verpätete Spende zu verschmähen, doch ihr Wille war unterjocht, sie nahm die Erquickung fast demüthig an.

Im Augenblick, da Sir William zuletzt selbst die Flasche an seine Lippen führte, rief Emma mit lauter Stimme: „Ein Segel! Ein Kahn!“

Der Brite schaute sich augenblicklich um. „Sie sind die Taube der Arche,“ sprach er mit glücklichem Lächeln, band in der Eile aus Allem, was er finden konnte, eine Art Flagge, als Zeichen der Noth, zusammen und befestigte es an die Eisenstange, die schon einmal ihre Rettung vermittelt.

Aber ach, da die Verlassenen bang und hoffend, mit angehaltenem Athem, dem Lauf der Barke folgten, segelte sie seitab und verschwand im Nebel.

Sie waren nicht bemerkt worden!!!

en Lippen der Frauen entrang sich ein Schrei der Verzweiflung, selbst Sir William schien bekümmert. Vielleicht rührte ihn der Schmerz der Marquise, die seit einigen Augenblicken wie umgewandelt schien. Ihre hochmüthige Miene war verschwunden, ihr ganzes Wesen ward demüthig und mild, ja, es schien, als hänge ihr Leben an dem Blick ihres Retters.

Nach dieser traurigen Täuschung näherte der Engländer sich Herminen, und versuchte mit den sanftesten Lauten seiner schönsten kraftvollen Stimme ihr neue Hoffnungen einzusößen.



deren Frauen, die wunderbarerweise unverfehrt unter den Trümmern auf dem Fußboden lagen. Er befreit die Besinnungslosen aus ihrer gefahrvollen Lage, bindet sie fest an die Vorsprünge des Fußbodens, wirft dann mit übermenschlicher Anstrengung alles Geräth, was diesen Fußboden belastet, ins Meer, in der Hoffnung, aus jenem eine Art Floß zu machen, auf welchem Rettung sich ermöglichen lasse.

Die Arbeit war schwer. Unzählige Mal ward der kühne junge Mann umgeworfen von mächtigen Wellen, doch mit Seemannsgewandtheit faßte er stets im Sinken nach einer Stütze und entging so der zerstörenden Macht der Elemente. Endlich, nach mehreren vergeblichen Versuchen, glückt das Unternehmen; das Floß hält die See und nimmt einen regelrechten Lauf, ogleich es vom Ufer abtreibt.

Das Toben der Elemente beginnt jetzt etwas nachzulassen, und die seltsame Fäbte schwimmt über die zwar noch hohen, doch nicht mehr Gefahr bringenden Wogen dahin.

Sobald Sir William die verhältnismäßige Sicherheit

ie Nacht war in der That gräßlich. Das Heulen des Windes, das Geschrei der Sturmvögel, das Brausen der Wogen — es schien, als hängen sie den fünf Unglücklichen den Todtenchor.

Sir William, ohne auf Emma's schmerzlichen Ausruf zu antworten, fuhr fort, seine wunderbare Kraft und Geistesgegenwart zur Hilfe Anderer zu benutzen. Zunächst band er die Marquise mit ihrem Shawl an die Eisenstange fest, welche, dem Toben der Elemente widerstehend, eine Art Mastbaum bildete, eilte dann zu den zwei anderen Frauen, die wunderbarerweise unverfehrt unter den Trümmern auf dem Fußboden lagen. Er befreit die Besinnungslosen aus ihrer gefahrvollen Lage, bindet sie fest an die Vorsprünge des Fußbodens, wirft dann mit übermenschlicher Anstrengung alles Geräth, was diesen Fußboden belastet, ins Meer, in der Hoffnung, aus jenem eine Art Floß zu machen, auf welchem Rettung sich ermöglichen lasse.

Die Arbeit war schwer. Unzählige Mal ward der kühne junge Mann umgeworfen von mächtigen Wellen, doch mit Seemannsgewandtheit faßte er stets im Sinken nach einer Stütze und entging so der zerstörenden Macht der Elemente. Endlich, nach mehreren vergeblichen Versuchen, glückt das Unternehmen; das Floß hält die See und nimmt einen regelrechten Lauf, ogleich es vom Ufer abtreibt.

Das Toben der Elemente beginnt jetzt etwas nachzulassen, und die seltsame Fäbte schwimmt über die zwar noch hohen, doch nicht mehr Gefahr bringenden Wogen dahin.

Sobald Sir William die verhältnismäßige Sicherheit

Die Marquise drückte mit sanftem Kopfschütteln ihren Zweifel an baldiger Rettung aus, doch ihr feuchtes Auge dankte mit einem innigen Blick ihm für sein freundliches Bemühen, sie trösten zu wollen.

„Ein Segel! ein Segel!“ rief die unaufhörlich wachsame Emma abermals. „Es ist ganz nahe — ich glaube, sie haben uns gesehen!“

Niemand wagte eine Bewegung, ein Wort, doch Aller Augen, Aller Herzen waren dem Fahrzeug zugewandt. Es schien, als wechselte es mehrmals seine Richtung. Die Frauen wollten rufen, schreien, doch die Nützlosigkeit solcher Anstrengung einsehend, beharrten sie im Schweigen und warteten. Endlich war kein Zweifel mehr.

Sie geben uns ein Zeichen, daß wir bemerkt wurden!“ rief Sir William. „Wuth! In einigen Augenblicken sind wir an Bord.“



Die Frauen ergriffen, von Freude und Dankbarkeit getrieben, die Hände ihres Retters. Ihrer Ungeduld segelte der helfende Kahn fast zu langsam; endlich näherte er sich und stieß ans Floß.

Es war ein rührendes Schauspiel, die wettergebräunten, rauhen Männer bei ihrem Retteramt zu sehen; wie sie die vier Frauen vorsichtig, mit fast mütterlicher Sorgfalt ins Boot trugen, sie mit ihren eigenen Kleidern deckten, um sie zu erwärmen, und Alles aufboten, ihre erschöpften Kräfte zu befehlen.

Dann reichten die braven Fischer — denn solche waren es — Einer nach dem Andern dem Baronet die Hand und belobten sein energisches Handeln, dessen Bedeutung sie gar wohl zu schätzen wußten.

Nach empfangener Instruction ließ der Eigenthümer der Barke auf Dieppe zu feuern.

Während der Fahrt blieben die Blicke des jungen Engländers fast fortwährend auf die Marquise gerichtet. Er war nachdenkend und schweigsam.

Der jungen Wittve entgingen weder diese forschenden Blicke, noch das tiefe Nachdenken ihres Beschützers. Auch sie war still, auch sie dachte nach, und diesmal war es nicht die Coquetterie, welche aus ihrem Wesen sprach. Ihr Herz fühlte sich von einer bisher ungekannten Macht ergriffen. Sie ließ ihr ganzes vergangenes Leben rasch an ihrer Erinnerung vorübergleiten, sie sah Paris, ihre Anbeter, sie hörte vor ihrem Ohr die banalen Phrasen, die saden Schmeicheleien; sie stellte alle die Männer sich vor, die ihrem Willen und ihren Launen sich beugten, und verachtete sie jetzt noch mehr als zuvor.

Die Vorfälle der schrecklichen, so eben durchlebten Nacht standen dann wieder mit allen Schrecken vor ihrer Seele, und mit ihnen das Bild des Fremden in seiner edeln, kraftvollen Männlichkeit. Sie war gezwungen, diesen Mann aufs Höchste zu achten, der für die Erhaltung ihres Lebens so viel gethan.

Sie hatte von einem Gatten geträumt, der ein unterwürfiger Sklave ihres Willens sein müßte, und sie fand einen Mann, dessen Blick schon Gehorsam forderte. Sie suchte einen Sklaven, und fand einen Tyrannen, und seltsamer Weise fühlte sie zu diesem sich mächtig hingezogen.

„Er liebt mich! Es ist kein Zweifel,“ dachte sie bei sich. — „Gut, ich nehme ihn.“

Und wie sie die anmuthigen Bilder ihrer Zukunft sich ausmalte, glitt ein Lächeln unwillkürlich über ihre schönen Züge.

„Der Titel ‚Lady‘ wird originell sein in Paris; Baronessen, Marquisen, Comtessen giebt's da in Massen — man beachtet sie kaum mehr. Aber wenn angemeldet wird: Lady Douglas, da richten alle Blicke sich auf mich. Eine parisische Lady — es wird reizend sein!“

Während die Marquise und der Baronet sich so ihren Gedanken überließen, wünschten Frau v. Blois und die Kammerfrau sich Glück, dem so nahe drohenden Tode entgangen zu sein, und Emma stand schweigend allein, von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf ihre Schwester richtend. Sie kannte sie so gut; errieth sie vielleicht, was in ihrem Herzen vorgeing?

Endlich ward Dieppe sichtbar. Die ganze Stadt war in Alarm, denn die erschreckten Diener hatten die Trauerbotschaft von dem verschwundenen Hause überall verbreitet.

Der Strand wimmelte von Neugierigen, unter denen die Ballgäste des Abends nicht fehlten. Man hoffte, zweifelte, fürchtete, jede landende Barke ward mit ängstlicher Erwartung begrüßt, doch Keiner der Ankommenden konnte die Fragen nach den Verschwundenen beantworten.

Ehe der Kahn landete, hatte der Baronet sich längere Zeit mit Frau v. Blois unterhalten, dann trat er zur Marquise und sprach:

„Madame, wir sind gleich am Lande, wohin befehlen Sie zu fahren?“

„Ich werde im Hotel wohnen.“

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorausseile. Wie viel

Zimmer wünschen Sie? Ihre Kammerfrau kann mich begleiten . . .“

„Nein,“ entgegnete Hermine rasch, „die Person hat sich bei dem Unglück dieser Nacht gar nicht um mich gekümmert. Ich jage sie fort. Solche Vorfälle geben Gelegenheit, die Menschen und ihre Gesinnungen kennen zu lernen . . .“

„Sehr wahr, Madame, indes . . .“

Der Schluß von Sir William's Rede verhallte ungehört, denn der Bivatruf der versammelten Menge am Strande überstürzte jeden andern Laut. Die Landung war ein Triumph. Die Marquise, Emma und die beiden anderen Frauen wurden mit Glückwünschen und Fragen bestürmt. Man fragte die Fischer, man fragte die Geretteten, wer denn der große, schöne Mann sei, der mitgekommen . . . Da gab es denn Antworten, Vermuthungen, Erzählungen und Mißverständnisse, woran die Stadt mindestens einige Tage zu zehren hatte.

Der Baronet blieb sich vollkommen gleich. Er begleitete die Marquise bis zu dem von ihr bezeichneten Hotel, und fragte beim Abschied, sie respectvoll grüßend: „Darf ich morgen um die Ehre bitten, von Ihnen empfangen zu werden?“

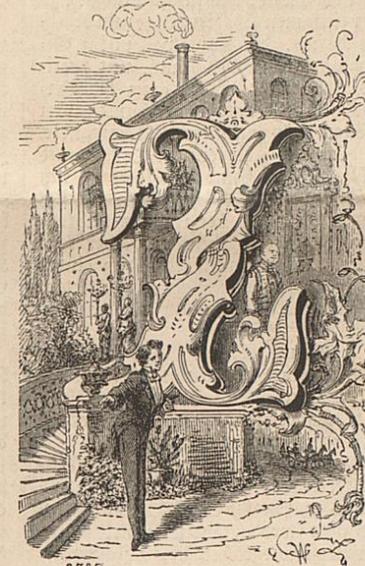
„Ich erwarte Sie morgen,“ antwortete Hermine mit huldvollem Lächeln.

Er wollte sich entfernen, als Emma, welche seit einigen Augenblicken in lebhaftem innern Kampfe dagestanden, sich ihm unbemerkt näherte, seine Hand ergriff, und wie von einem unwiderstehlichen Gefühl getrieben, einen Kuß heißen Dankes auf dieselbe drückte.

Dies geschah so schnell, daß der überraschte Engländer nicht Zeit hatte es zu hindern. Er sah Emma hinaus-

gehen, blieb einen Moment unbeweglich stehen und entfernte sich.

7.



Beide von mir nicht sagen, daß ich ungeschlüssig sei, denn Sie sollen hören, wie ich ohne Schwanken das ‚Ja‘ ausspreche auf eine Frage, die noch heute an mich gerichtet wird.

Frau v. Blois lächelte still in sich hinein, Emma ward etwas bleich.

„Sir William Douglas, Baronet!“ meldete ein Diener des Hotels, die Flügelthüren öffnend.

„Madame,“ begann der Engländer, nachdem er bei seinem Eintritt zuerst der Marquise, dann Emma, dann Frau v. Blois eine feierliche Verbeugung gemacht, „Frau Marquise, nach ernsten, gemeinschaftlich durchlebten Ereignissen jener stürmischen Nacht glaube ich Anspruch an Ihre Theilnahme und Achtung zu haben, so erlauben Sie mir denn, daß ich mich selbst Ihnen vorstelle. Ich, Sir William Douglas, durch meinen Onkel, Lord Barnell, Erbe der Pairwürde von England, habe die Ehre, Sie um die Hand der Mademoiselle Emma, Ihrer Schwester zu bitten . . . Sie hat kein Vermögen, ich weiß es; wird sie mir meine 10,000 Pfund Renten verzeihen?“

Jetzt war die Reihe zu erbleichen an Hermine, während Emma's Wangen von der leuchtenden Farbe der Freude strahlten, die ihre Schwester noch vor kurzem so schön gemacht.

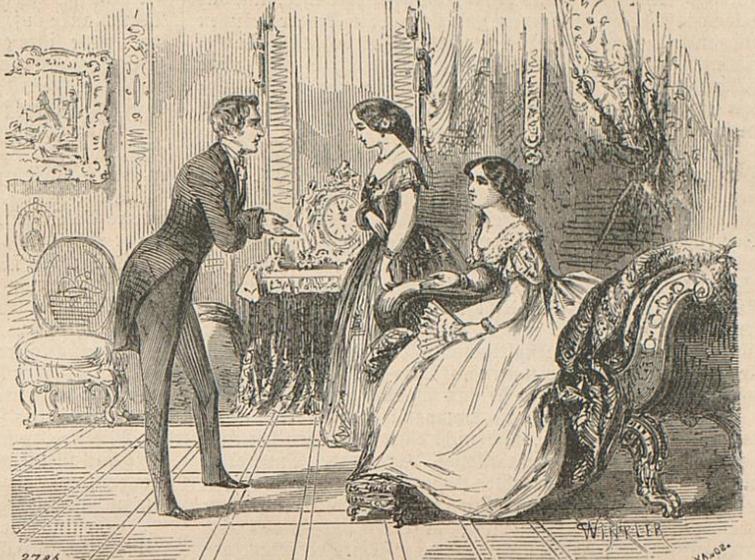
Die Marquise war indessen zu sehr Weltkame, um die Empfindungen, die jetzt in ihr tobten, zur Schau zu tragen. Sie beherrschte ihre innere Erregung und das verrätherische Klopfen ihres Herzens und antwortete mit Lebhaftigkeit:

„Ich erwartete diesen Antrag von Ihnen, mein Herr. Sie sehen, meine Unbesonnenheit und mein transportables Häuschen waren Stützen zu Emma's Glück. — Auch Launen haben bisweilen ihr Gutes.“

Sir William nahm Emma's Hand, führte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen, und sprach mit leiser Anspielung auf die geistige Gefühlsäußerung seiner Verlobten:

„Könnte durch das Glück, womit ich Sie zu umgeben denke, meine Schuld von gestern Abend getilgt werden!“

Die Marquise Hermine d'Égrigny ist immer noch Wittve und Dame nach der Mode. Sie liebt nichts, aber sie verabscheut besonders zwei Dinge auf der Welt: Hölzerne Häuser und den Anblick des Meeres.



Sympathie.

Verzeiht dem fremden Wort, das so vermessen sich einer Betrachtung voranstellt, die, aus einem deutschen Gemüth stammend, für deutsche Zuhörerinnen bestimmt ist.

Doch sind wir alle nicht selbst Schuld daran, daß jenes Wort wagen darf, sich in eine Reihe zu stellen mit den Lauten, welche im Wörterbuch des Herzens die vornehmste Seite füllen? — Liebe, Freundschaft, Eintracht, Wahlverwandtschaft! — Ja, in unserer altherkömmlichen Höflichkeit gegen das „Fremde“ haben wir sogar das Wort „Sympathie“ mit einem Reichthum von Begriffen besetzt, welcher in weiter Perspective fast die ganze Scala liebender und beglickender, mitleidvoller und anerkennender, zärtlicher und theilneh-

mender Empfindungen umfaßt, denn unter Sympathie verstehen wir nicht Liebe allein, nicht Freundschaft allein, nicht Geistesverwandtschaft allein, sondern von alledem Etwas, oder eigentlich die Grundbedingung, ohne welche jene erleuchtenden, erhaltenden Mächte des Weltganzen nicht denkbar sind.

Nach Sympathie strebt die sich bewußtwerdende Menschennatur; Herz, Sinn und Geist suchen das Verwandte. Wie in der unbelebten Schöpfung die scheinbar todtten Stoffe sich anziehen oder abstoßen, gleichsam Zuneigung oder Widerwillen äußernd, so streckt die Menschennatur nach dem Gleichartigen ihre Fühläden aus, unwillkürlich sie zurückziehend vor der Berührung fremdartiger Elemente, welche keine Mäßigkeit einer Verschmelzung darbieten. Nicht flets fühlt der Starke zum Starken, der Schwache zum Schwachen, der Ruhige zum Ruhigen sich hingezogen, weit häufiger erkennt unsere Natur in ihrem ausgehenden Gegenheil das Verwandte, dem zuzustreben sie gezwungen ist. Diesen Zug, welcher die Ergänzung des eigenen Wesens in einem andern uns ahnen läßt, welcher einem andern Wesen uns zuführt mit der Gewißheit, in diesem unsere innersten Herzensregungen beantwortet, das Bedürfnis unsers Geistes befriedigt zu finden; diesen Zug des Herzens, welcher fast immer zur Stimme des Schicksals wird, nennen wir Sympathie.

Als ein hohes Glück schon ist es zu betrachten, wenn das gesellschaftliche und geschäftliche Leben uns mit Menschen in Berührung bringt, von denen wir uns in unserer Eigenthümlichkeit verstanden und fördernd angeregt fühlen, womit durchaus nicht gesagt ist, daß wir eine Umgebung wünschen sollen, welche mit uns unbedingt einerlei Meinung ist. Im Gegentheil ist ein Gedankenaustausch nur dann erquickend, wenn er unsere Ideenwelt durch neue Auffassungen bereichert, unsern Horizont erweitert, indem er uns auf neue Punkte der Beobachtung führt, während er zugleich unsern Gedanken und Empfindungen Eingang in fremde Seelen gewährt. Daß ein Leben in solchem, unserer Natur zugedem Kreise mit dem Namen: Glück nicht zu schmeicheln bezeichnet ist, wird Jeder bestätigen, welcher lange in ungleichartiger Umgebung gelebt, wo keiner seiner Gedanken, keine seiner Empfindungen weder eine sinnvolle oder verständige Entgegnung noch freudige Bestätigung fand. Einem Solchen wird es als Glück fühlbar geworden sein, wenn ein freundliches Gesicht ihn in eine ihm sympathische Lebenssphäre, oder, mit anderen Worten, zu Menschen führte, die mit ihm „sympathisiren“. Es ist unglaublich, von welchem Einfluß auf des Menschen ganzes Sein der Umstand, ob er sich in einer sympathischen Sphäre bewege, oder nicht. Dasselbe Wesen, das im Kreise fremdartiger, antipathischer Naturen bis zur Einsalt gedrückt, listig, schroff und unliebenswürdig erscheint, an sich selbst, an seinen eigenen Kräften verzweifelnd, sehen wir zu einem neuen Dasein erwachen, wenn das erfrischende Element sympathischer Umgebung seine Seele berührt. Wie der lange im Käfig gefangene Vogel, welcher den Gebrauch seiner Flügel vergaß und verlernte, der Haft entlassen, anfangs zagend sich umschauend, ob das schrankenlose blaue Gewölbe mit den grünen Bäumen, den flatternden Schmetterlingen, den winkenden Blumen ihm denn wirklich zum Aufenthalt, zu freier Bewegung überlassen sei, endlich ermutigt, jubelnd sich aufschwingt, die lange ungeprüfte Kraft seiner Flügel wieder findend — so der dem Kerker ungewohnter Verhältnisse entschlundene Mensch. Ihm selbst zum Staunen heken sich die gedrückten Flügel der Seele, Muth und Selbstvertrauen kehren zurück, mit elastischer Bewegung durchfliegt der Geist die sonst gewohnten Bahnen, der zündende Strahl theilnehmender Blicke erweckt den Funken leuchtenden Humors, das Blümchen heiterer Lebensfreude erhebt das Haupt wieder in dem so lange erstarrt gewesenen Boden der Seele, jeder Augenblick des Aufenthalts in der verwandten, erwärmenden Atmosphäre thaut eine erfrorene Fähigkeit, eine versteinerte Freude auf, bis nach kurzer Frist das ganze Wesen verjüngt dasiebt, an sich selbst sich erfreuend, sich selbst

verstehend, indem es Andere erfreut und von Anderen verstanden wird.

Vollkommene Sympathie ist eine der seltensten Erscheinungen auf dem Gebiete des Menschenseins, und wird stets selten bleiben, denn sie müßte die hingebendste Liebe, die gerechteste Anerkennung, das innigste Verständniß, die sanfteste Nachsicht, die tiefste Verehrung in sich schließen, und ist daher vielleicht einzig in wahrhaft glücklichen Ehen zu finden.

In der großen Mehrzahl der Ehen trennen sich nur gar zu häufig schon in früher Zeit der Verbindung die Herzen, von den Forderungen und Sorgen des wirklichen Lebens auseinandergerängt und erfaltet. Unzählige, aus Liebe geschlossene Ehen unterliegen diesem Schicksal, denn es ist unendlich schwerer, sympathisch leben, als eine Weile sympathisch fühlen und reden. In den meisten Fällen thun Vernunftgründe, Gewohnheit und Nothwendigkeit das ihre, um das gelockerte Eheband zusammen zu halten, oder Kinder drängen als sanfte, unwiderstehliche Vermittler sich zwischen die Getrennten. Ihr blühendes Dasein ist gleichsam das grüne Giland, auf dem die von den kalten Wogen der Gleichgültigkeit und des Unfriedens überflutheten Herzen allein sich noch in sympathischen Gefühlen begegnen.

Menschen, die ihr Lebenlang vergebens suchten, ein Herz zu finden, das mit ihrem sympathisch schlägt, leugnen, daß Sympathie überhaupt auf Erden möglich sei. Auch sie können von ihrem Standpunkt aus Recht haben. Vielleicht ist für das, was ihnen als Sympathie vorwebt, die Menschennatur nicht geschaffen, denn wo liegen die Schranken, in die man Begriffe bannt? Sympathie und Liebe, Glaube und Freundschaft — mit welchen Worten sollen wir diese Begriffe malen, daß sie in festen Umrissen, überall erkennbar, eingestaltig und allverständlich erscheinen, sie, die so unfaßbar, so tausendgestaltig sind, wie die Menschenseelen selbst, in denen sie ihre Wohnung aufschlagen?

Wir aber glauben, daß Sympathie auf Erden, wenn auch selten zu finden sei, und nicht allen Menschen schneidet das vereinamende beschränkende Alter jede Sympathie mit der Welt ab. Reich begabten Naturen bietet das fortschreitende Leben stets neue Interessen, die sie an Welt und Menschen knüpfen. Der Naturforscher, der Vaterlandsfreund wird erwärmt durch hohe Sympathien; der Künstler findet den Quell seiner sich stets verjüngenden Schöpferkraft in dem Verständniß und der Anerkennung seines Publicums; Liebende Eltern bleiben durch ihre Kinder mit Welt und Zukunft in theilnehmenden Beziehungen; doch es giebt auch einsiedlerische Naturen, von deren Seelen die Jahre unmerklich alle Bande des Zusammenhangs mit der Welt lösen bis auf das eine, am frühesten geknüpft und zugleich dauerndste, bis auf das Band, welches mit immer festerer Sympathie uns an die Natur knüpft, an diese älteste, größte, treueste Vermittlerin zwischen Gott und den Menschen.

[4301]

Marie Harrer.

Die drei Cölestinen.

Tod und Leben begegneten sich in Heinrich Mohr's Hause. Als das erste schwache Lallen des neugeborenen Kindes in der Mutter Ohr drang, schwebte diese hinüber in das „unbekannte Land“, die erst seit einem Jahr Vermählte, für welche die Mutterfreunden die ersten und einzigen gewesen wären, die sie in der von ihrer Seite nur ungern geschlossenen Ehe gefunden.

Die schöne, früh gewelkte Blume ward in dem düstern Familien-Mausoleum der Mohr gebettet, in jener schauerlichen Gruft, welche sie im Leben nie ohne angstvolles Frösteln betrachten konnte; es war ihr, als öffne es schon den schwarzen Nachen, sie zu verschlingen, und ihre Ahnung hatte nicht getäuscht. Die junge Mutter ward begraben, und das weinende Kind blieb der Sorgfalt des finstern Mannes überlassen, dessen gesuchte Stimm und düstere Miene nicht ahnen ließen, daß jemals sanftere Gefühle sein Herz bewegt.

Und doch hatte er die schöne Entschlafene mit einer Gluth geliebt, die um so heißer brannte, je mehr sie, wie das Feuer schneebedeckter Vulcane, unter einem kalten Neuhem sich verbarg. Er hatte die schöne Cölestine von ihrem Vater zur Gattin begehrt, und dieser, nur allzu froh, seine vermögenslose Tochter an einen so reichen Mann, wie Heinrich Mohr verheirathen zu können, gab unbedenklich und unbedingt seine Zustimmung. Nicht früher erfuhr Heinrich, wie ungern Cölestine ihm ihre Hand reichte, als da er als Gattin sie in sein stattliches Haus geführt, oder vielmehr — er errieth es aus der unbefugbaren Kälte, welche die so heiß geliebte Frau ihm entgegensetzte. So sehr sie auch in ihrer eigenthümlich freundlich schüchternen Weise diese Kälte zu verbergen strebte, er fühlte doch, daß ihr Herz ihm nicht gehöre. Er hatte geglaubt, ein liebendes, lebendes Weib in seine Arme zu drücken, doch ach, er hielt an seinem klopfenden Herzen eine kalte, süßlose Statue, deren fröstelnder Hauch seine warme Brust erstarren machte, und ihn zwang, den Reichtum der Liebe zu verbergen, welchen eine glückliche Ehe in ihm zur Blüthe gebracht haben würde.

Wäre Cölestine am Leben geblieben, wer weiß, ob die Elternliebe nicht im Stande gewesen, die Herzen der Gatten inniger zu verbinden. Doch sie war nicht mehr, und Heinrich Mohr blickte nun auf das kleine mutterlose Töchterchen mit einer schwachen Hoffnung, in ihr Glück zu finden; er gab ihr den Namen seines verstorbenen Weibes, und fand eine Art trauriger Freude daran, in dem kindlichen Gesicht Aehnlichkeit mit ihr zu suchen, der er den Mangel an Liebe verzieh, welche vorauszufragen er einst töbrikt genug gewesen.

Die kleine Cölestine blühte von Tag zu Tag lieblicher auf, doch zwischen Vater und Kind schient kein Einverständnis, kein freundlicher Verkehr sich gestalten zu können. Heinrich Mohr war in tiefster Seele betrübt, daß die Kleine ihn mehr fürchtete als liebte; er überhäufte sie mit Geschenken, umgab sie mit Reichthum und Luxus, vergoldete den Käfig, worin das seltene Vögelchen lebte, doch sie liebte ihn darum nicht mehr, denn Liebe läßt sich nicht erkaufen.

Es war ein trauriges Schauspiel, das kleine Geschöpf zu sehen, wenn es auf des Vaters Knien saß; beide schwiegen; der Vater, weil sein Herz nie verstanden, sich auszusprechen, er also auch nicht die Macht besaß, dem Kinde seine

Liebe fühlbar zu machen, und Cölestine aus Furcht, sehnfüchtig den Augenblick erwartend, wo sie entschlüpfen könne. Dennoch unterdrückte sie sanft und gehorsam ihre innere Unruhe, und beantwortete schüchtern die ersten Fragen, die der Vater von Zeit zu Zeit an sie richtete. Armer Vater! Armes Kind!

Cölestine ward zu Hause erzogen. Mohr sorgte für die besten Lehrer und stellte die Kleine unter die Obhut einer Gouvernante, welche ihm von einem Bekannten warm empfohlen worden. Fräulein Geier war eine vorzügliche Lehrerin in Bezug auf Wissenschaften, doch ihre Grundsätze und ihre Sittlichkeit waren mangelhaft. Obgleich Ehrgefühl und Stolz sie von offenbaren Verfüßeln gegen Recht und Gerechtigkeit zurückhielten, hatte sie doch sehr geringe Ideen von den Forderungen der Pflicht und Religion, und beherbergte eine Ueberfülle krankhafter Sentimentalität und Romantik. Unter der Leitung dieser Erzieherin wuchs Cölestine wie in einem Traumlände auf. Ehe noch die Kindheit gänzlich hinter ihr lag, hatte ihre aufgeregte Phantasie bereits ein Ideal sich geschaffen, und das Bild dieses ihres geträumten Geliebten, von hoher Gestalt, mit Nabenhaar und strahlenden Augen, begleitete sie auf jedem ihrer Schritte.

Hätte zwischen Vater und Kind ein innigeres Verständniß gewaltet, wäre ohne Zweifel die Neigung Cölestinens in eine natürlichere, gesündere Bahn geleitet worden. Doch der Vater kam weder die Seele seines Kindes, noch deren innere Bedürfnisse. Mit den Jahren hatte die Kluft zwischen Vater und Tochter sich erweitert, sie sahen einander fast nur bei Tisch; die übrige Zeit brachte Cölestine in Gesellschaft ihrer Gouvernante, Mohr allein bei seinen Büchern auf seinem einsamen Studirzimmer, oder draußen bei Beschäftigung seines Gutes zu.

Unglücklicherweise hatte Cölestine auch keine weibliche Verwandte; ihre Mutter war, wie sie, ein einziges Kind und früh eine mutterlose Waise gewesen, und Mohr hatte sich schon seit langer Zeit von allen, überdies sehr fern wohnenden Mitgliedern seiner Familie gänzlich losgesagt. So war sie denn allein auf den Umgang und die Erziehung ihrer Gouvernante angewiesen, deren nachtheiliger Einfluß sich nur zu bald kund gab.

Cölestine war sechszehn Jahre alt, ein schönes Mädchen mit zarter Gestalt, blonden Locken und schwärmerischen blauen Augen. Ihres Vaters Gut lag nahe einer großen Fabrikstadt, unter deren Bewohnern es natürlich an Abenteurern aller Art nicht fehlte; doch Fräulein Geier, unbekümmert um die Gefahr, die ihrer Pflegebefohlenen auf einsamen Spaziergängen erwachsen könne, ließ sie umgebunden allein in der Gegend umherstreifen, wenn, durch Romanenlectüre gefesselt, sie selbst keine Lust verspürte, das junge Mädchen zu begleiten. Auf einem dieser einsamen Spaziergänge nun begegnete Cölestine dem jungen Mann, der unheimlich in ihr Gesicht eingreifen sollte. Er war groß und schlank, mit feurigen schwarzen Augen und Nabenhaar, kurz, ganz die Verkörperung des Wesens, das ihre Phantasie geträumt. Der junge Mann, der dem schönen Mädchen mehrmals begegnete, erkundigte sich nach ihr, hörte, daß sie einzige Tochter und Erbin eines sehr reichen Mannes sei, und beschloß, sie um jeden Preis sich zur Gattin zu gewinnen. Es handelte sich nur darum, auf empfehlende Weise sich bei ihr einzuführen, und dieses Ziel zu erreichen ward dem Abenteurer, der kein Mittel scheute, nicht schwer. Er veranstaltete, daß einige von ihm bezahlte Burschen das junge Mädchen insultrirten, und erschien im rechten Augenblick als ihr Retter und Beschützer.

Cölestinens Traum war nun erfüllt. Das war der Mann, von dem ihr Herz geträumt. Ein treuer Ritter, die Gefahr nicht achtend, welche ihm aus der Uebermacht ihrer Beleidiger erwachsen konnte, war er zu ihrer Rettung herbeigekommen. O, wie konnte sie ihm diese Aufopferung danken!

Sie wollte ihre Erzieherin zur Vertrauten ihres Abenteurers machen, doch ihr Retter bat, dies nicht zu thun. „Ein trauriges Geheimniß“, sprach er, „macht es nöthig, daß mein Aufenthalt Niemandem bekannt werde, mein Leben, meine Sicherheit hängt von Ihrer Verschwiegenheit ab. — Ich könnte aus dieser Gegend fliehen, aber ich vermag es nicht — das himmlische Wesen, dem ich mein Leben tausendmal opfern würde, hilft mich gehannt in dem Kreise der Gefahr. — Werden Sie mich verrathen? Können Sie es?“

Cölestine ward leicht bewegt, dem von so unglückseligen Verhängnissen verfolgten Jüngling Schweigen zu geloben, ja sie that es fast mit einem Schwur. Doch auch ohne diesen wußte Wilhelm Heil, daß er von seiner Eroberung keinen Verrath zu fürchten habe.

Er bat Cölestinen nicht um eine fernere Zusammenkunft. War er doch sicher, ohne solche Verabredung sie wiederzusehen; er kannte alle Wege, welche das junge Mädchen zu gehen pflegte, und so war es ihm ein Leichtes, ihr zu begegnen.

Mehre Wochen trieb Wilhelm Heil sich in der Gegend umher und sah Cölestinen täglich. Fräulein Geier, durch ein leichtes Unwohlsein im Hause zurückgehalten, ließ, froh der bequemen Entschuldigung, das junge Mädchen stets allein ausgehen, Mohr, in seine Bücher und Gräbeln vertieft, sah und hörte nichts, und so fiel sein unerfahrenes Kind in die Schlingen eines gemeinen Abenteurers.

Die Augen der Welt indeß waren wachsammer als die des Vaters. Cölestinens Abwege wurden bemerkt und viel besprochen. Mohr war indeß weder bei seinen Bekannten in der Stadt, noch bei den Fabrikbesthem oder Gutsherren in der Nachbarschaft beliebt, weil er ihre Gesellschaft mied, und und so fühlte denn Keiner sich warm genug interessiert für die Sache, um den Vater von der Gefahr seines Kindes zu benachrichtigen. Endlich siegte die Stimme des Gewissens über die Indifferenz in Einem jener Bekannten, dem das Schicksal des schönen unerfahrenen Kindes zu Herzen ging. Er theilte dem Vater in einem anonymen Schreiben Alles mit, was von Cölestinens Verirrung ihm bekannt geworden.

Mohr empfing und las den Brief mit ungläubigem, verächtlichem Lächeln über die vermeintliche dreiste Lüge. Es war, nach seiner Meinung, ganz unmöglich, daß seine Tochter, seine Cölestine, eine heimliche Liebhaft unterhalten konnte; daß sie überhaupt kein Kind mehr sei, war ihm bisher noch nie eingefallen.

Er schellte und befahl, daß Fräulein Cölestine zu ihm gerufen werde. Dann, sorgenvoll das Haupt auf die Hand stützend, begann er abermals den verhängnißschweren Brief zu lesen, des dumpfen Geräusches nicht achtend, welches immer

mehr anschwellend das Haus erfüllte. Endlich schreckte ein greller Schrei ihn auf — der Schrei einer weiblichen Stimme. Er stand auf, um nachzusehen, was geschehen sei, als die Thür seines Zimmers heftig aufgerissen ward.

„Ach Gott, Herr Mohr, Fräulein Cölestine ist nirgends zu finden, Fräulein Geier liegt in Krämpfen — und hier — hier ist ein Brief für Sie!“ rief das Mädchen athemlos, von Weinen und Schluchzen unterbrochen, dem besüßzten Vater ein kleines Billet hinhaltend, und eilte dann wieder hinauf in das Unterrichtszimmer, wo Fräulein Geier, einem zerdrückten Brief in der Hand haltend, in heftigen Krämpfen am Boden lag.

Mohr hielt das Briefchen lange in der Hand, ehe er sich entschließen konnte, es zu öffnen. Endlich raffte er sich auf, las, ging in sein Studirzimmer, schloß sich ein und ließ an diesem Tage sich nicht mehr sehen.

Cölestine war entflohen, hatte ihres Vaters Haus verlassen, um einem Fremden sich anzuvertrauen, einem Schurken, ohne Zweifel, der nur deshalb den eheleichen Segen für das Bündniß begehrte, weil ihm dadurch das Vermögen des Schwiegervaters in Aussicht gestellt ward.

Das war es, was Mohr aus dem Briefe seiner Tochter, in sein Verständniß über setzt, entnahm. Er ließ keine Nachforschungen nach der Verschwindenden anstellen, verabschiedete nächsten Tages die gewissenlose Erzieherin und blieb allein, einsamer noch als sonst in seinem weiten Schlosse. Briefe von Cölestinen kamen, er schickte sie unerbunden zurück, sie selbst kam, doch nur, um auf ihres Vaters Befehl von der Thür gewiesen zu werden.

Jahre vergingen, der verlassene Vater nährte seinen Groll und ward von Tag zu Tag unzugänglicher und härter. Das Haus ward immer öder und unheimlicher. Cölestinens Zimmer wurden verschlossen, alle Diener, bis auf einen, entlassen, und der kalte finstere Mann galt in kurzer Zeit für einen Geizhals, obgleich Niemand errathen konnte, für wen oder zu welchem Zweck er Reichthümer aufhäufte.

Fünf Jahre waren vergangen, da kam ein Brief von fremder Hand aus einer fernen Stadt, der ihm anzeigte, daß Cölestine todt sei. Auch sie war, wie ihre Mutter, bei der Geburt eines Kindes gestorben und hatte vor ihrem Tode noch ihren Arzt eruchtet, an ihren Vater zu schreiben, ihr von ihm Vergebung zu ersehen und um Schutz und Liebe für ihr Kind zu bitten.

Der Arzt erzählte in seinem Briefe, daß Wilhelm Heil, nachdem er alle Stufen eines wilden Lebens bis zur niedrigsten hinabgestiegen, vor einigen Wochen seine Frau verlassen habe, um nicht wiederzukehren. Aller Wahrscheinlichkeit nach sei er durch irgend einen Zufall oder durch Selbstmord zu Tode gekommen, denn keine Spur von ihm sei zu entdecken.

Das Schreiben des Arztes athmete das innigste Mitleid und hätte ein milder verhärtetes Herz, als das Mohr's, rühren müssen. Doch vergebens. An der Stirn dieses Herzens glitt das Fehlen seiner sterbenden Tochter nachlos ab; das Kind sollte ihm nicht vor Augen kommen; das Einzige, wozu er sich verstand, war die Zahlung eines kleinen Jahrgeldes, wogegen der Arzt das Kind bei zuverlässigen Leuten unterbringen sollte.

Auf den Brief, welcher diese Mittheilungen enthielt, kam ein Antwortschreiben des Arztes, worin dieser das so unwillig dargebotene Jahrgeld ablehnte. Er selbst hatte das Kind in sein eigenes, kinderloses Haus genommen, wo es Eltern-Liebe und Sorgfalt finden sollte. Mohr beantwortete diesen Brief nie, und das Kind seiner Tochter Cölestine schien aus seinem Gedächtniß verwischt.

Abermals vergingen zehn Jahre. Mohr, jetzt ein Greis, lag auf dem Krankenbett. In seinem öden, verlassenen Hause konnte der schwache alte Mann nur düstere Pflege finden, und kein Nachbar, kein Bekannter fühlte sich gedrungen, den, der die Menschen so eifrig gemieden, aufzusuchen und ihm beizustehen. Er lag allein, von dem alten Diener nothdürftig gepflegt, in dem traurigen, ungeordneten Zimmer, den Tod erwartend, der so nahe schien, und unwillkürlich trugen seine Gedanken ihn rückwärts in sein ödes, elendes, armseliges Leben. Vielleicht hätte er sich des bevorstehenden Wechsels gefreut — aber da kam der Gedanke an die beiden Cölestinen — an die eine, die er so geliebt, und die, nachdem sie sein warmes Herz erkaltet, neben ihm hingeschunden war, wie eine Blume von Eis, von der Sonne verzehrt — an die andere, ihre Tochter, die er auch so innig, wenn auch still geliebt, und die ihn verlassen um einen Andern, einen gemeinen Abenteurer, einen lasterhaften, wenn nicht verbrecherischen Menschen. Auch das kleine Kind fiel ihm wieder ein, an dessen Dasein er lange kaum gedacht, und wenn es ja geschehen, so hatte er seiner stets nur als Heil's Kind, nicht als Cölestinens, nicht als seines Enkels, gedacht. O, wenn er die Enkelin zu sich genommen — wie würde sie sein Haus erheitern und beleben! Sie hätte nicht vernachlässigt werden sollen, wie ihre Mutter, der Großvater hätte die ganze Welt durchsucht nach einer redlichen, treuen, frommen Erzieherin, die die Kleine vor ihrer Mutter Schicksal bewahrte.

So dachte der einsame Greis jetzt, da er verlassen auf seinem Krankenbett lag. Schmerzlich seufzend schloß er die Augen und bittere Thränen drangen unter den geschlossenen Lidern hervor, die welfen, gesuchten Wangen benekend.

„Du bist wohl sehr krank, Großpapa?“ fragte plötzlich eine holde, freundliche Kindesstimme an seiner Seite. — „Ich fürchtete mich sehr, zu Dir zu kommen, aber nun will ich mich freuen, wenn ich Dir etwas helfen kann.“

Heinrich Mohr öffnete die Augen zur Anschauung eines reizenden Bildes. Vor ihm stand ein schönes, zartes kleines Mädchen in tiefer Trauerkleidung. Trotz der Kindlichkeit ihrer Züge lag etwas Gereiftes in dem Gesicht. — Es war Cölestinens Gesicht, doch schöner, edler, seelenvoller, es verrieth, daß eine höhere Natur in diesem schwachen kleinen Körper wohne. Heinrich Mohr breitete die Arme aus, das Kind lag schluchzend an seiner Brust, und die Thränen des Greises und die Thränen des Kindes, vereint fließend, wuschen die Erinnerung an Sünde und Leid, Haß und Täuschung vergangener Jahre hinweg.

Wenig ist noch zu sagen übrig. Der gute Arzt und seine Frau, der kleinen Cölestine Pflegeeltern, waren einer epidemischen Krankheit zum Opfer gefallen. Abermals stand die Kleine verlassen und ward, auf Anordnung ihres sterbenden Pflegevaters, zu ihrem Großvater gefandt, nicht des irdischen Besitzes wegen, denn mit diesem hatte er selbst das geliebte Pflegekind anreichend bedacht, sondern weil dort der ihr gebührende Platz war. Er war überzeugt, daß des holden

Kindes Liebenswürdigkeit den menschenfeindlichen Großvater gewinnen werde, und er hatte sich nicht getäuscht.

So wohnte denn die dritte Glesine unter dem Dach, das ihre Mutter und Großmutter allzufröhlich verlassen, und Freude, Heiterkeit und Liebe lehrte mit ihr ein in das so lange verbödete Haus.

So ward des Greises Lebensabend, erblickt durch die Gegenwart seiner Enkelin, und geweiht durch aufrichtige Reue, die glücklichste Zeit seines Daseins.

[4303]

Die Vergnügungsreise.

Von allen Trugschlüssen, welche jemals das Herz eines Weibes heimsuchten, giebt es keinen so trüglichen, als die Aussicht auf eine Vergnügungsreise mit Kindern, Schwachtem, Koffern, ohne Mann, Diener und Geld, welcher letztere Mangel natürlich der größte ist.

Ich sah kürzlich ein solches irregeleitetes Wesen und will seine Leiden zu schildern versuchen; vielleicht daß doch eine oder die andere Frau dadurch sich von ähnlichen Unternehmungen zurückhalten läßt, denn ich kann versichern, daß eine Reise unter den oben angedeuteten Verhältnissen ihnen ungefähr dasselbe Maß von Vergnügen bereitet, als wenn sie mit einem Mühlstein am Halse auf die offene See hinausgeschleudert würden.

Es war eine früh gealterte, bleiche, gebeugte Frau, mit Falten auf der Stirn und um die Mundwinkel, die nicht auf dem gewöhnlichen Wege, durch Jahre und Sorgen, sondern durch die „Marterhölzer“ eingespült zu sein schienen, wie sie ihre sechs Kinder nannte, ein Ausdruck, welcher der guten Frau wahrscheinlich nur durch die Verzweiflung eingegeben war, denn die Erscheinung der Kinder, obgleich ärmlich, verzerrt doch die Mutterliebe.

Eben ward mit der Glocke das Zeichen zur Abfahrt des Dampfbootes gegeben, als unsere Reisende an Bord kam, einen Säugling auf dem Arm, zwei kleine Kinder am Rock, und drei größere, so dicht als möglich ihrem lang schleppenden Tuch folgend. Ich sah augenblicklich an dem unbestimmten, erwartungsvollen Ausdruck der Gesichter, daß die kleine Karavane eine Vergnügungspartie beabsichtigte.

Das Boot stieß jetzt ab und that schwankend seine ersten Schritte auf den Fluß hinaus. Erschrocken, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, setzte die Reisende, die wir Susanna nennen wollen, ihren kleinsten nieder, befreite ihr Kleid aus den Händen der Kleinen, ihr Tuch von den Füßen der drei Größeren und lief die Kajüte entlang wie nur eine Frau laufen kann, die ihr Gepäck am Ufer vergessen glaubt.

Wahrscheinlich konnte sie keine beruhigende Auskunft erhalten, denn als das Geschrei „Mutter! Mutter!“ aus den Reihen der so urplötzlich verlassenen Kinder sie endlich zurückführte, flüsterte sie mit bleichen Lippen: „Die Koffer, die Koffer!“

Es lag wohl ganz in der Natur der Sache, daß der Kleinsten, welcher bisher das geballte Händchen auf den zum Weinen verzogenen Mund gedrückt aus bloßer Furcht, jetzt bei der Rückkehr der Mutter in ein herzhaftes Geschrei ausbrach, während die anderen Kinder mit geübten und ungeübten Zungen Ausrufschuß begehrt über die höchst befremdende Flucht der Mutter.

„Gott steh mir bei!“ rief die so hart belagerte Mutter, deren Leiden mir wirklich das tiefste Mitleid einflößten, „hätte ich nur zwanzig Zungen und hundert Hände, damit ich Euch recht nach Herzenslust ausschelten und ausschauen könnte!“

Ich fand diese etwas harte Ausrucksweise ihrer verzweifelten Lage ziemlich angemessen, doch mochte sie selbst wohl sämmtlich etwas dabei gedacht haben, denn im nächsten Augenblick klopfte sie zweien der kleinen „Marterhölzer“ auf die Schulter, küßte zwei oder drei andere und schloß ihre Demonstration damit, daß sie dem Kleinsten das Vergnügen machte, zu thun, als esse sie seine Zehen, eine Pantomime, die das Kind außerordentlich ergötzte, besonders da die Mutter ihm noch sagte, die Zehen seien kleine Schweinchen und schrien immer „quik, quik“, wenn sie verschlungen würden.

Da nun für den Augenblick ein Waffenstillstand eingetreten, wählte die Mutter den Säugling (wahrscheinlich weil er am wenigsten davon verstand) zum Vertrauten ihrer Leiden, und trug ihm dieselben vor mit unverkennbarer Vorliebe seines Mitgefühls.

„Nicht wahr, Karlchen hat Mitleid mit seiner Mama — weil die Leute Mamas Gepäck vergessen haben; nun wird der garstige Spitzbube kommen und Alles weghehlen — Mamas schöne Sachen, Karlchens schöne Sachen, Hänzchens schöne Sachen, Wilhelm's schöne Sachen, Ammens schöne Sachen, und Alles, Alles wird er weghehlen, der böse Spitzbube!“

Die nächste Sorge war nun, zu wissen, wo sie eigentlich hingehen, und wo sie sich niederlassen dürfe und sollte. Sie wußte, daß sie das Recht habe, in eine Passagier-Kajüte zu gehen, aber die verschiedenen Thüren, die sie zu öffnen versuchte, waren verschlossen, und die Leute, die sie fragte, waren stets solche, die ihr keine Auskunft geben konnten, da sie noch zu sehr Neuling in der Welt, um das Schiffspersonal aus seiner Kleidung zu erkennen.

Die Verzweiflung kam aufs Neue über die Arme. Karlchen hatte unterdessen die Stecknadeln aus ihrem Kleide, die Haarnadeln aus ihren Haaren gezogen, und die anderen Kinder, in ihrer Angst, die Mutter könne ihnen nochmals entfliehen, hatten die übrige Toilette vollends in Unordnung gebracht. „Ich muß schrecklich aussehen,“ sprach sie, mit einem halb fragenden Blick auf mich, nahm zu gleicher Zeit ihren Kamm zwischen die Zähne, und steckte dann, den Kopf zurückwerfend, das Haar mit bewundernswerther, obgleich roher Geschicklichkeit wieder auf.

Um der Gepflagten meine Theilnahme zu bezeugen, fragte ich, ob sie allein reise, und sprach in ihrem Interesse den Wunsch aus, die Reise möge keine weite sein.

„Ich besuche meine Verwandten,“ entgegnete sie, „die hier herum auf dem Lande wohnen. Ich kenne sie noch gar nicht, und weil sie immer geschrieben hatten, sie möchten mich und die Kinder einmal sehen, wollte mir mein Mann das Vergnügen machen. — Gott weiß, ob ich noch hinkommen werde,“ fuhr sie fort, „man hat keinen Begriff, wie's hier draußen in der Welt zugeht — ich möchte die Augen und die Gedanken überall haben, die Kinder quälen so viel, daß ich

nicht weiß, wo mir der Kopf steht, und dann die Koffer — Gott gebe, daß sie mit auf dem Schiff sind!“

Ich beruhigte sie über diesen Punkt aus bester Ueberzeugung.

„Wenn sie auch wirklich mitgenommen sind,“ fuhr sie mit der Besorgniß der ohnmächtigen Hilflosigkeit fort, „können mir denn nicht die grimmigen Kerle, die hier überall herumlungern, die Schlösser abgerissen und das Geld herausgenommen haben! Wenn mein Mann das erlebt, wird er rasend, und läßt mich in seinem Leben keinen Fuß mehr aus dem Hause sehen.“

Im Laufe des Gesprächs erfuhr ich nun noch, daß sie ihren Mann und ihren „Aeltesten“ zu Hause gelassen und große Sorge um sie habe. Wenn nun eines von ihnen krank würde, oder sonst ein anderes Unglück ihnen passirte, wie sollte sie's erfahren? wenn er ihr auch eine telegraphische Depesche nachschickte, wie sollte sie weiter kommen, sie wußte mit solchen Dingen gar nicht Bescheid — wenn sie ihr Geld erst wieder hätte mit den Koffern, da möchte's noch gehen.

Zumitteln ihres Gesprächs entdeckte sie, daß sie das Zweifelhafte verloren, das sie für die nötigsten Ausgaben in die Tasche gesteckt. Vergebens wandte sie die Tasche um und um, vergebens schüttelte sie die Kleider aller Kinder, vergebens ging sie die Kajüte auf und nieder, suchend und fragend — das Geldstück blieb verloren. Ein Trost lag für sie in dem Gedanken, es sei gestohlen; das wäre doch wenigstens ein „Unglück“, das sie in ihrer eigenen Achtung etwas hob. Je mehr sie nachdachte, je fester ward in ihr die Ueberzeugung, daß einer von den Schiffsknechten ihr das Geld genommen, denn sie hatte oft gehört, daß das Volk wie der Blitz hinter dem Gebel her sei.

Als das Abendessen angekündigt ward, schickte Susanna sich an, den Tisch zu erreichen, doch vergebens — Sitze für sich und die Kinder zu erobern, war vollends unmöglich, und was hätte es ihr auch genützt, sie besaß ja kein Geld, das Abendbrod zu bezahlen!

Hans, Amgen, Wilhelm und die Andern wurden schreiend hinausgeführt von der bedauernswerthen Mutter. Als ich zuletzt ihrer ansichtig ward, lag sie halb ohnmächtig seckend auf dem Verdeck auf einem Stuhl, gerade über dem Dampfkeffel, und ihre sechs seefranken Kinder lagen um sie her, schreiend und weinend, von der Mutter Trost und Stärkung begehrend.

„Hätte ich doch in meinem Leben nichts von meinen Verwandten gehört,“ rief sie mit schwacher Stimme, „und nie an eine Vergnügungsreise gedacht! Wenn ich das Glück habe, wieder in meine Heimath zu kommen, so will ich da leben und sterben!“

Wir wollten hoffen, daß sie die Heimath wieder erreichte, und ihr den Verstand zutruhen, daß sie keine Vergnügungsreise mehr unternimmt. Ohne Zweifel hat dieser Auszug sie darüber belehrt, daß eine Reise unter solchen Verhältnissen alles Vergnügen ausschließt.

[4300]

Die Mode.

Wenn ich eine Dichterin wäre, so würden die Leserinnen jetzt, wo der süße Hauch des Herbstes mit leiser, frohiger Mahnung über die Erde zieht, etwas Anderes von mir zu hören bekommen, als das, was die Ueberschrift dieses Artikels verrieth. Die fallenden Blätter würden mich zu einer schmalkendigen Elegie, die kimmenden Winterjaunen zu einem hoffnungsvollen Sonett begeistern, ich würde — doch ach, was nützen alle auf Unmöglichkeiten gebaute Schlüsse — ich würde — und das muß mein Trost sein — für meine Gefühle vielleicht kein theilnehmendes Ohr finden, während ich mit ziemlicher Gewißheit hoffen darf, daß tausend und abertausend Ohren meinen Verichten lauschen über das, was „man trägt und was man tragen wird.“

Hern sei es von mir, den Frauen damit den Vorwurf zu machen, als fehle ihnen der Sinn für Poësie. — Das wäre ungerecht; ich gesehe damit nur ein, daß sie dem Nothwendigen den Vorrang vor dem Ueberflüssigen einräumen. Nichts ist nothwendiger als die Kleidung — und nichts überflüssiger als ein Gedicht! Nicht wahr, meine Leserinnen? Wüßte ich auch wirklich meine Herbstgefühle in den lieblichsten, wohlklingendsten Versen darzulegen. Ihr erfährt dadurch im glücklichsten Falle nichts Neues, sondern eben nur das, was Ihr selbst fühlt; erhalte ich Euch dagegen in kunstloser Prosa, was „Mode“ ist, so werdet Ihr dadurch wirklich um positives Wissen bereichert, und zwar in einem Zweige, der für die Frauen ihres Ansehenskräfte behält, obgleich sie nicht immer sich derselben bemußt sind.

So will ich mich denn trösten, daß die kalten Herbststürme in meiner Seele nicht das himmlische Feuer der Poësie entzündeten, sondern nur den irdischen Verräthungen über warme Kleider, gradie Winterhüte und zweckmäßige Mäntel den Weg bahnen; auf die äußere Erscheinung kommt ja bei uns viel, nicht selten Alles an.

Neue Erfindungen an Stoffen hat die Mode in diesem Jahr nicht aufzuweisen; wahrscheinlich lagte der Sturm des Krieges, welcher nicht dem schöpferischen Genius die Schwingen lähmt, auch in dieser Region ihm Fesseln an; doch haben wir den Stillstand hier nicht eben zu bedauern, da die früheren Jahre und keineswegs im Mangel zurückzuführen. Zu Hauskleidern sind die verschiedensten Popelines und Mohairs noch unerfetzt, auch läßt sich nicht erwarten, daß in der fälteren Jahreszeit der Reiz ihnen bedeutenden Abbruch thun werde, ein Stoff, welcher zwar den Vorzug größerer Wärme, dabei aber den Mangel hat, beim Tragen sich leicht abzunutzen, was hier um so schlimmer ist, weil dadurch die Farben, eingelegten Baumwollensäden, von ihrem Ueberzug entblößt, die Schabhaftigkeit in besonders störender Weise bemerken lassen. Der jetzt unrettigste liebteste Stoff ist der Taffet, der gemusterte wie der glatte, ja es ist Aussicht vorhanden, daß der glatte Taffet (taffetas glauc) wieder in der Reihe der modernen Stoffe treten werde. Obgleich man eigentlich keine Farbe als unmodern bezeichnen kann, denn die Mode tolerirt alle, so wird dem Schwarz doch unerkennbar der Vorzug gegeben, und wenn die Liebe der Damen für diese Farbe sich noch steigert, dürfte eine elegante Damengesellschaft vielleicht bald denselben uniformen Charakter annehmen, wie eine Civil-Herren-Gesellschaft. In Paris ist das Schwarz namentlich zur Straßen- und Haus-toilette die Lieblingsfarbe der Damen, ja diese Begünstigung geht so weit, daß sogar der schwarze Krepp nicht mehr allein die Berechtigung der Trauernden, sondern ein häufig gewählter Stoff zu Toiletten-Garnituren ist.

Wenn früher der schwarze Sammet in der Reihe der garnirenden Stoffe obenan stand, so ist er jetzt in dieser Eigenschaft völlig entthront durch den schwarzen Taffet. Selbstfarbige Seidenkleider erhalten nicht selten unten einen 1/2 Elle breiten Besatz von schwarzem Taffet, denen an Taille und Aermeln eine entsprechende, z. B. Schleifen-Garnitur von schwarzem Taffetband sich anschließt. Nur die schwarzen Taffetkleider haben den Sammetbesatz beibehalten. Wenn vom Schmutz der Kleider die Rede ist, so darf man die Posamentier-Arbeiten nicht vergessen, welche nächst den Spitzen die elegantesten Verzierungen der Damentoilette ausmachen. Die pariser Industrie leidet in diesem Zweige außerordentlich, doch gehört der Kruzus der französischen Hauptstadt, wo Reichthum und Leppigkeit der ganzen civilisirten Welt sich concentriren, dazu, die Gewerthätigkeit zu so staunenswerthen, kostbaren Productionen zu ermuntern, vor deren Preisen selbst deutsche Prinzessinnen ökonomische Bedenklichkeiten nicht unterdrücken können. Vollständige Garnituren zum Rock, zur Taille, zu den Aermeln (an den letzteren häufig vollkommene Spauettes), lösen die Freundinnen eleganter Toiletten mit magnetischem Zauber an, um so mehr, als diese Garnituren ohne große Mühe von einer Robe auf die andere zu übertragen sind. Eine einfache Gattung von Garnituren, von den Pariser „macarons“ genannt, finden jedoch im Gegensatz zu jenen die allge-

meinste Anwendung. Die „macarons“ sind runde, mehr oder minder große Knöpfe, die, mit Spitzen umgeben, in verschiedenem Arrangement an den Roben als Verzierung angebracht werden, nicht allein in abtufender Größe, vorn zum Schließen des Rockes und der Taille, sondern sogar in querlaufenden Reihen in gewisser Entfernung voneinander aufgesetzt als untere Garnitur des Rockes. Die Knöpfe zu diesen Macarons (Macrons) sind zwar ursprünglich Posamentierwerke, lassen sich jedoch eben so gut, mit Sammet oder Taffet überzogen, für ihren Zweck brauchen. Später werden wir diesem modernen Schmut eine besondere Abordnung und Beschreibung widmen, und erwähnen in Betreff der Garnituren überhaupt heut nur noch, daß an Spitzen, Vorten, Schürzen, Quasten und allen Posamentierwerken die Perlen ein sehr wesentlicher Bestandtheil sind.

Ueber den Schnitt der Kleider ist nichts eigentlich Neues zu berichten, müßte denn die Wahrnehmung dafür gelten, daß die hohen, vorn offenen Taillen wieder zur Geltung kommen, die Schweben dagegen aus der eleganten Welt fast gänzlich verbannt sind. Schweben werden nur noch durch die reizenden, von uns schon früher erwähnten Schweben Gürtel repräsentirt, deren Schnitt wir in einer späteren Nummer mittheilen werden.

Die neue Hutform unterscheidet sich von der jetzt gebräuchlichen besonders dadurch, daß sie auf der Stirn mehr hervortritt, und unter dem ziemlich hoch emporstehenden Schirm dem Bandeau oder der sonstigen Bands, Blumen- oder Federn-Garnitur einen weiten Raum bietet. Diese Eigenthümlichkeit der Form macht gewissermaßen eine volle Stirn-Garnitur zur Bedingung. Im Uebrigen sind die modernen Hüte nicht wesentlich verschieden von denen der vergangenen Saison; die Bavolets scheinen etwas von ihrer Weite und Länge verloren zu haben, dagegen ist die schon lange bemerkbare Neigung zur Vermischung verschiedener Stoffe an den Hüten nicht verschwunden, und mit besonderer Vorliebe bringen die Modistinnen jene schleierartigen Spitzen und Blumen-Verzierungen an, die bald als Francon über den Kopf des Hutes placirt, bald in Falten gelegt zu einer oder zu beiden Seiten desselben herabhängen. Die schon vorher erwähnte Veröffentlichung moderner Winterhüte wird das Gesagte den Leserinnen noch anschaulicher machen, doch zunächst soll es unsere Sorge sein, dieselben mit den neuesten pariser Façons der Wintermäntel bekannt zu machen. Die nächsten erscheinenden Abbildungen und Schnittmuster derselben überheben uns einer detaillirten Beschreibung; nur im Allgemeinen bemerken wir, daß die neuen Façons von bedeutender Länge, unten sehr weit, nach oben verhältnißmäßig anschließend sind. Die spitzen Capuchons gelten nicht mehr als modern, die Kragen oder deren Imitation nehmen ihre Stelle ein. Die Aermel der Mäntel sind von bedeutender Größe, doch fehlt es auch nicht an Façons, bei denen durch Aufnehmen der untern Weite der Aermel ersetzt wird. Die im vorigen Winter gebräuchlichen Mäntelstoffe: Tuch, Velours und die verschiedenen Doubletstoffe finden wir auch bei den modernen Herbst- und Winter-Confectionen wieder, sowie die Vorliebe für Posamentier-Garnituren, welche den Leserinnen aus den meisten der nächsten erscheinenden Abbildungen entgegneten wird.

Berona v. G.



Wie verfährt man, um den Kaffee wohlgeschmecker und kräftiger, zunächst durch Zusatz von kohlenfaurem Natron, zu machen?

Man löst in dem aufzukochenden Wasser vorher so viel kohlenfaures Natron auf, daß etwa auf 1 Loth gebranntes Kaffee 1/4 Gran verwittertes oder 1/2 Gran frystallisirtes kohlenfaures Natron kommen (1 Gran hat etwa das Gewicht eines Pfefferkorns). Die Wirkung des kohlenfauren Natrons beruht hier lediglich darauf, daß das Natron einestheils das Brunnenwasser weich macht, indem es die in demselben enthaltenen Salze der Erdbalken, namentlich die Kalksalze, zerlegt und den Kalk als unauflöslichen kohlenfauren Kalk ausscheidet, andertheils aber auch sehr viel zu einer vollständigeren Auflösung der Kaffeebestandtheile, besonders des Pflanzensäurestoffes im Kaffee, beiträgt. Eine ähnliche Wirkung übt auch das durch kohlenfaures Natron erweichte Brunnenwasser (hier auf 4 Quart Wasser etwa 5 Gran kohlenfaures Natron) auf den Pflanzensäurestoff der Hülsenfrüchte aus. Schließlich bemerken wir noch, daß der Kaffee, um ein gutes, schmackhaftes Getränk zu geben, nicht gekocht werden darf; beim Kochen des Kaffee tritt, außer einer Verflüchtigung des Aromas, auch noch eine Erhärtung und Aufschlingung einiger sonst löslichen Extractivstoffe desselben ein. Am zweckmäßigsten ist es, den grüßlich gemahlener oder zerstoßener Kaffee mit kochendem Wasser langsam zu filtriren. Eben so ist es anzurathen, die Kaffeebohnen nur so lange zu rösten, bis sie eine kastanienbraune Farbe angenommen haben.

Glacéhandschuhe

waschen sich ohne Wasser sehr bequem, wenn man sie auf reine Hände zieht und mit Terpentinspirituss so lange abreibt, bis sie ihre ursprüngliche Farbe wieder besitzen; dann hängt man sie an einem luftigen Orte auf, um sie trocknen zu lassen.

Lecheren am Spieß.

Obgleich viele Köche abrathen, die Lecheren auszuweiden, so ist das Gegentheil dennoch besser, denn der Kropf enthält oft Steine und die Leber Galle, welchen man nur ungern beim Essen begegnet. Die Köpfe der Lecheren werden gehäutet, die Schnäbel in die Brustknochen gesteckt und die Füße abgeschnitten. Dann müssen die Vögel in dünne Speckscheiben gehüllt und auf einen kleinen hölzernen Spieß gereiht werden, der an den größeren beim Braten befestigt wird. Vorzüglich noch sind die Lecheren indeß in der Schüssel oder in der Casserolle gebraten. Nachdem sie zugerichtet, legt man sie zu diesem Zweck mit der genügenden Menge Butter symmetrisch in die Casserolle und zwischen die Vögel kleine Scheiben Speck. Die Lecheren müssen sehr rasch braten und rechtzeitig umgewandt werden. Wenn sie gebraten, mit Salz und Pfeffer bestreut sind, nimmt man sie aus der Casserolle, gießt zu der darin vorhandenen Sauce ein wenig Wasser oder Bouillon, läßt dieses eine Weile kochen, und hat damit die Sauce vollständig bereitet. Die kleinen Speckscheiben werden mit den Lecheren servirt. Lecheren eignen sich auch vorzüglich zu Pasteten.

Krammetsvögel und Amseln.

Diese werden wie die Lecheren behandelt. Man kann sie mit Speckscheiben und Weinblättern umbüllen, in Ermangelung letzterer mit Papier. Die Art des Anrichtens ist ebenfalls wie bei den Lecheren.

Stickerien mit Muscheln.

Schon lange ist das Meer die große Schatzkammer der Erde; mancher kostbare Schmuck von Korallen oder ächten Perlen, der Hals und Arme einer irdischen Schönheit umschlingt, ist des Meeressgottes geheimnißvollem Reich abgewonnen. Die höhere Gartenkunst bedient sich der großen Muscheln, um die Beete mit schöner, vom Regen nicht zerstörbarer Einfassung zu umgeben, und noch anderweitig findet der schmuckliebende Sinn unserer Zeit Gelegenheit, an den Gebäuden der Menschenhand die Muscheln, diese architektonischen Erzeugnisse des Meeres zu decorativen Zwecken anzuwenden. Wenn indes auch nicht Jeder durch den Augenschein sich überzeugt, von welcher Bedeutung die großen Muscheln für die Ausschmückung der Gärten, Galerien und Säle in größeren Städten sind, so blieben doch wohl Keinem die Kästchen unbekannt, die mit kleinen Muscheln ausgelegt, gewiß auch manche unserer Leserinnen aus dem Seebad als Erinnerungsgedächtnis nach Hause begleiteten, um dort auf dem Arbeitstisch eine Bestimmung zu erhalten. Die Muscheln sollten jedoch in noch näherer Beziehung zu der Beschäftigung der Frauen treten. Dies ist jetzt geschehen mit den Muschel-Stickerien, wobei die kleinen glänzenden Muscheln in ganzen Schaaren von unbarmherzigen weichen Händen auf die Nähadel gespießt, und auf Tuch, Sammet oder Canevas festgenäht werden, wie vor ihnen und mit ihnen viele Millionen Glas- und Metallperlen, wie in früherer Zeit die Landsleute der Muscheln, die plebejischen Fischschuppen.

Die Muscheln sind also jetzt förmlich unter das Stickeriematerial aufgenommen. Es scheint, als seien die kleinen Perlmutterknöpfe nur deren Vorläufer gewesen, oder vielmehr als sei man durch diese auf die Idee gekommen, Muscheln zur Stickerei anzuwenden. Leider ist dieses Material bis jetzt nur den in größeren Städten Wohnenden leicht zugänglich, daher wir aus Rücksicht für unsere Abonnentinnen in kleinen Orten, die Mittheilung großer Dessins zu Muschelstickereien für jetzt noch unterlassen; eine kleine nächstens erscheinende Arbeit dieser Art wird fürs Erste genügen, eine Vorstellung davon zu geben, und erfinderiische Damen, denen das Material zugänglich, auf Ideen zu leiten, denn es bedarf kaum der Erwähnung, daß bei Anwendung von Muscheln in der Stickerei, wie bei allen derartigen Phantasie-Arbeiten der Phantasie und dem guten Geschmack die ersten Stimmen gebühren.

Die kleinen Stic-Muscheln, für ihren Zweck mit den nöthigen Böchern versehen, werden in den Tapissierwaaren-Handlungen nach dem Hundert verkauft und wie oben bemerkt, entweder an Applicationsarbeiten auf Tuch und Sammet, wie die Perlmutterknöpfe an dem Körbchen, Seite 289 des Bazar, angebracht, oder in beliebigen Figuren den Wollen- und Perlenstickereien einverleibt.

Dreißilbige Charade.

Ist die Dir beschiedne Bürde
Auch nicht, wie die Erste sagt,
Trage dennoch sie mit Würde,
Muthersfühl und unverzagt.
Sind dabei die Letzten Bei den
Deiner Seele Eigenschaft,
Kließt, zum Trost in Erdenleiden,
Dir die Quelle jener Kraft,
Die aus jeder kleinen Blüthe
Süßer Wonne Honig zieht,
Ueberall des Höchsten Güte,
Lieb' und Vaterforge sieht,
Die in Blumen-Hieroglyphen
Den berebten Selam fand,
Die des Lebens Höhn und Tiefen
Mit des Denkens Netz umspannt.
Anders — nicht zu mindrer Freude,
Aber seelenloser grüßt
Deinen Blick das Weltgebäude,
Wenn Dein Herz das Ganze ist.

Rebus.



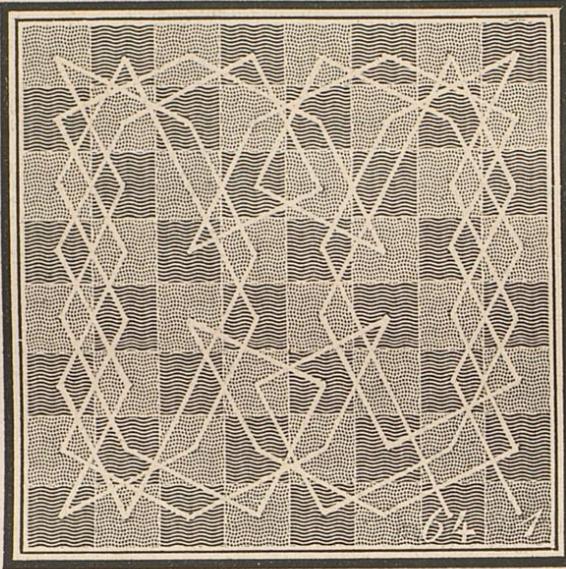
3510

Unverweilt Schritte wallen
Dir vorüber Sorg' und Noth,
Denn Du hörst stets vor Allen
Frohen Augenblicks Gebot.
Nimmer schaut Dein Aug' ins Weite,
Nicht zur Höb', zur Tiefe nicht —
Deine Gottheit ist das Heute.
Unbedrückt vom Ernst der Pflicht,
Zählst die Stunden Du an Freuden,
Am Gemüß die Tage ab.
Ja, man könnte Dich beneiden,
Wär' des Menschen Ziel — das Grab!

Marie Harrer.

[4299]

Schlüssel zur Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 304.



Auflösung des Rebus Seite 304.

Frauensönheit, das Echo im Wald und Regenbogen vergehen bald.

Auflösung des Räthfels Seite 304.

„Stückwerk.“

Auflösung der Köffelsprung-Aufgabe Seite 304.

Der Ruhe Glück, es feimt nur aus Gefahren,
Und Freuden kennt nur, wer mit Leiden rang.
Wo der Zerrörung Donner nahe waren,
Da ruft ein Vichbild auf zu Lieb' und Dank,
Und jagend erst muß unsre Brust erbeben,
Soll Andachtsgluth und Glauben sie erheben.



Hrn. L. St. in H. Hr. B. C. K. in Ch. Hr. N. N. in N.
Wir bedauern, aus Ueberfluß an derartigen Manuscript-Vor-
räthen von Ihren Einsendungen keinen Gebrauch machen zu
können.
Hr. A. F. L. in S-g. Hr. J. K. in B. Hr. W. v. A. in N.
Namen und Chiffren werden so bald als möglich erscheinen.

Hr. A. A. geb. M. in
Z. Wir können Ih-
nen die Erwähnung
Ihrer Bitte nicht ver-
sprechen.

Hr. C. P. in N. Re-
alig-Jäckchen finden
Sie in unserer dies-
jährigen Wächnum-
mer Seite 106, 107.
Hausjäckchen mo-
dernster Façon er-
scheinen nächstens in
Abbildung und
Schnitt.

Hr. W. S. in N. Nur
Seite 260 und 261
des Bazar 1859 fin-
den Sie Kleid und
Jäckchen für kleine
Kinder passend. Die
Schnitte befinden
sich auf dem Sup-
plement derselben
Nummer; den Stoff
haben Sie natür-
lich der Jahreszeit
gemäß zu wählen
und die etwa nöthige
Vergrößerung oder
Verfeinerung nach
dem Körper des Kin-
des vorzunehmen.
Der von Ihnen er-
wähnte Mantel dür-
te sich weniger für
Ihren Zweck eignen,
als z. B. der Traq-
mantel in Nr. 10 der
„Pariser Modelle“,
welcher durch ange-
messene Verfürzung
für ein Kind von zwei
Jahren zu einer voll-
kommen zweckmäßi-
gen Winterbekleidung
wird.

Hr. J. S. in St. Ihre

Gedichte zeugen von poetischer Begabung, doch können wir Ihnen deren Aufnahme in den Bazar nicht bestimmt versprechen.

H. B. in S. An reichen Kragenmustern mit passenden Man-
scherten ist auf den Supplementen des Bazar und in den Num-
mern der Zeitung selbst so großer Ueberfluß, daß Sie nicht ver-
geßen danach suchen werden. Von welcher Art und zu welchem
Zweck sollen die begehrten Muster zum Durchziehen des Tülls
sein? Wir bitten darüber um nähere Auskunft. Ballon-Unter-
ärmel von feinem gemusterten Tüll können Sie ohne Bedenken
mit ächten Spitzen tragen. Die Chiffre so bald als möglich.
Hr. W. v. N. in B. Sie werden die Erfüllung Ihres Wunsches
bereits in der vorigen Nummer des Bazar gefunden haben. Die
Chiffre nächstens.

Hr. L. G. in Ch. bei B. Wenn Sie jene fabelhaften Behaup-
tungen in einer deutschen Modenzeitung fanden, so beweist das
nur, mit welcher Flüchtigkeit die Feder des Uebersetzers über die
Berichte aus der französischen Hauptstadt hingeleitet, unbedornt,
ob dadurch sich die Eccentricitäten der Mode zu offensbaren Un-
möglichkeiten verwandelt oder nicht.

Hr. Baronin von S. in D. Sobald als möglich werden wir im
„Bazar“ Abbildungen und Schnittmuster neuer Corsets für Kin-
der und Erwachsene veröffentlichen, doch müssen, wie Sie selbst
einsehen werden, die Corsets als ein der Mode weniger unter-
worfenen Artikel den Mänteln, Jäckchen und Hüten nachstehen,
deren Mittheilung keinen Aufschub duldet, wenn unsere Abon-
nentinnen noch vor Beginn der Saison von den Abbildungen und
Schnittmustern Nutzen ziehen sollen. Wir raten Ihnen in-
des, sich an die Corsetfabrik von H. Vissier in Berlin, Jäger-
straße 42 — zu wenden, welche die neuesten, bequemsten Façon-
en für die verschiedensten Figuren stets vorrätig hält und nach
eingesandtem Maß Corsets nach beliebigem Schnitt in kürzester
Zeit anfertigen läßt. Nr. 26, Jahrgang 1855 des Bazar, welche
Abbildungen von Corsets aus der genannten Fabrik enthält,
wird Ihnen dabei von Nutzen sein können. Ihre Japon-Sträu-
sche, deren Weisen von nicht zusammenzutreffen, sondern dar-
über den Kopf frei lassen, erhalten Sie ebenfalls in der Corsetfabrik
von H. Vissier. Wenden Sie sich direct an die Firma mit Ihren
brieflichen Bestellungen.

Hrn. C. F. in Z. Die nächste Nummer des Bazar bringt moderne
Wintermäntel in Abbildung und Schnitt. — Der Abonnemen-
preis des „Bazar“ beträgt vierteljährlich 20 Silbergrö-
schen, der der „Pariser Modelle“ 15 Silbergrösch.

Hr. J. H. in M. T. Das erwähnte Lehrbuch können Sie durch
jede Buchhandlung beziehen.

Hr. C. in N. Das Interesse des Bazar ist dadurch nicht so ge-
fährdet, als Sie glauben.

Hr. Gräfin C. Sch. in B. Wir bedauern, Ihren Wunsch jetzt nicht
erfüllen zu können.

Salve. Das französische Wort „Charpie“ (gerupfte Leinwand),
kommt her von dem lateinischen: carpere, pflücken, zupfen.

Hr. A. B. in B. Zu Wagenden hat man jetzt 12fache Woll-
en und würden Sie zu einer Wagende etwa 2½-3 Pfund bedür-
fen. Sie erhalten diese Woll in der Fabrik von Bergmann,
Krausenstraße am Dönhofsplatz. Das Pfund kostet 2 Thlr.
5 Gr.; nur roth und rosa 2 Thlr. 20 Gr.

Hr. B. A. in M. Sobald der Raum es gestattet, wird die von
Ihnen gewünschte Anleihe im Bazar erscheinen.

Hrn. L. K. in G. Da wir mit der in Ihrem Schreiben angeben-
den Tracht unbekannt sind, bitten wir um nähere Auskunft.

Hr. L. A. in F. Die vorhergehende Nummer hat mit dem elegan-
ten Uhrhalter Ihr Begehren erfüllt.

Hr. A. L. in B. Morgenhauben enthält der Bazar sehr viele; bei-
spielsweise erwähnen wir nur die letzte, von einem Supplement
begleitete Nummer. Kragen und Manschetten, auf doppeltem
Stoff zu stiden, sind fast in jeder Arbeitsnummer enthalten.
Ein Dessin zum Kindermüßgen finden Sie auf dem Supplement
des Monats Mai.

Hr. M. W. in W. Die geeignetste Verzierung Ihrer Bettdecke
würde eine volle Franze sein.

Hr. v. H. in S. Sobald als möglich wird der von Ihnen gewünschte
Schnitt erscheinen.

Hr. M. N. in Z. Zu einer derartigen Decke ist in der Regel ein
schräges Carreaumuster am geeignetsten; geschmackvolle Zusam-
menstellung der Farben ist dabei die Hauptsache.

Hr. W. B. geb. B. in K. Das bezeichnete Muster ist ganz dem
Zweck entsprechend, und läßt sich nach Belieben variiren.

Hr. J. C. in B. Elegante Manschetten werden nächstens im Ba-
zar erscheinen, ebenso in Woll zu arbeitende Unterärmel. Mo-
derne Coiffuren fanden Sie bereits auf Seite 296 des Bazar, und
machen wir Sie zugleich auf die in derselben Nummer befind-
liche Manschette aufmerksam. Für die Anleitung zum Erwidern
einer wollenen Unterjacke dürfte sich in den nächsten Nummern
des Bazar schwerlich Raum finden.

Hr. C. S. in S. bei B. Versuchen Sie die Sache nur noch ein-
mal, und jeden, Ihnen etwa noch bleibenden Zweifel wird für
zur 17 beseitigen.

Hr. v. G. in A. Das bezeichnete Dessin selbst zu vergrößern, wird
Ihnen jedenfalls eine geringe und dabei angenehme Mühe sein,
da der Charakter des Musters diesem Unternehmen besonders
günstig ist.

Hr. C. W. in B. Ueber Kindermäsche giebt die Supplement-
nummer des August die umfangreichen Mittheilungen. Ein
Mäntelchen für kleine Mädchen ist in Nr. 15 der „Pariser Mo-
delle“ enthalten — die etwa notwendige Verfeinerung wird keine
Schwierigkeiten haben.

Hr. H. Th. in Z. Wir werden Ihren Wunsch berücksichtigen, son-
nen aber die Erfüllung desselben nicht für die nächste Zeit ver-
sprechen.

Hr. C. W. in M. Die Nummern 22 und 26 des Bazar vorigen
Jahrgangs enthalten Dessins zu einer länglichen Tischdecke in
Häfelarbeit.

Hr. L. Sch. in W. Da wir nicht so schnell, als Sie wünschen,
ein Muster zum Fußsack bringen können, verweisen wir Sie ein-
mal auf Nr. 42 und 48 (Jahrgang 1857) des Bazar; wir kön-
nen dies um so eher, da dieser Artikel der Mode nicht unter-
worfen ist. Die erwähnte Nummer enthält ein Muster zum
Fußsack in Tapissiererei, die andere eines in Häfelarbeit. Ein schö-
nes Tapissieremuster zu Fensterstößen wird nächstens erscheinen.

Hr. v. N. in S. Ohne Ihr Ansuchen gänzlich abzuslagen, müssen
wir doch bedauern, dasselbe fürs Erste nicht erfüllen zu können,
da gegenwärtig die neuen Erscheinungen der Mode den Raum
unseres Blattes beanspruchen.

Hr. B. in G. Eine breite Filzborste mit Gede, auch zu Gardinen
geeignet, befindet sich in Nr. 22 des Jahrgangs 1858, auf welche
wir Sie, als Abonnentin des Bazar seit seinem Bestehen, ver-
weisen dürfen. Eine schmalere Borste zu schrägem Filz ist in
Nr. 32 desselben Jahrgangs enthalten. Wollen Sie noch weiter
zurückgehen, so finden Sie in Nr. 40 des Jahrgangs 1857 gleich-
falls ein geeignetes Dessin, doch werden wir auch, sobald der
Raum es gestattet, neue Muster dieser Art erscheinen lassen.

Hrn. C. Sch. in W. und Hr. A. K. in G. Wichtig.

Herrn M. F. in N. und Hr. W. N. in D. Ihre Composi-
tion wird, sobald der Raum es gestattet, im Bazar Aufnahme
finden.

Hr. J. S. in St. Ihre

Eine grosse Anzahl eingegangener Briefe stellt die
Frage, ob und wann wir eine Fortsetzung unsers Arti-
kels: „Die Kunst Servietten zu formen“ bringen
würden — und beantworten wir sämtliche Briefe sum-
marisch durch die Mittheilung

dass schon eine der nächsten Nummern wieder 6 bis
8 Serviettenformen bringen wird und dass wir im
Ganzen 26 bis 30 verschiedene Serviettenformen ver-
öffentlichen werden. Die Redaction.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen
Buch- und Kunsthandlungen, so wie in allen
Post-Ämtern und Zeitungs-Expeditio-
nen angenommen.